

Katharina Kellermann und Oda Riehmer (Hrsg.)

Bamberger Federführer

Die besten Texte aus drei Jahren Literaturwettbewerb
an der Universität Bamberg (2009–2011)



University
of Bamberg
Press

Schriften der Universitätsbibliothek Bamberg

Schriften der Universitätsbibliothek Bamberg

Band 14



University of Bamberg Press 2012

Bamberger Federführer

Die besten Texte aus drei Jahren Literaturwettbewerb
an der Universität Bamberg (2009–2011)

Herausgegeben von
Katharina Kellermann und Oda Riehmer



University of Bamberg Press 2012

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Informationen sind im Internet über <http://dnb.ddb.de/> abrufbar

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-
Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der
Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke
dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch
angefertigt werden.

Herstellung und Druck: docupoint GmbH, Barleben
Umschlaggestaltung: Dezernat Kommunikation und Alumni der Otto-
Friedrich-Universität Bamberg
Abbildung auf dem Einband: Peter Dingler

© University of Bamberg Press Bamberg 2012
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 0179-0323
ISBN: 978-3-86309-078-4 (Druckausgabe)
eISBN: 978-3-86309-079-1 (Online-Ausgabe)
URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-4773

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Filiz Penzkofer: Um 20 Uhr am Gabelmoo	13
Tobias Sedlmaier: Der Traum vom Mädchen am Gabelmoo.....	17
Sebastian Martin: Das war gestern. Heute war besser	21
Nils Rusche: Am Fenster	25
Filiz Penzkofer: Frau Winter und Herr Elfengrün	29
Thilo Martens: Der Rezitorator.....	33
Claudia Ziegler: Lebenslang leben.....	37
Martin Scharpf: Rot Rot Kante	41
Muhammet C.: Man sieht es nicht	43
Julia Hahnel: Weißt du noch?	45
Halil: Erhebt euch vor dem Richter	49
M.: Fertig	51
Ralf: „Fertig?“ Du, ich oder wir alle?	53
Sen und A. R.: Klinisch tot	55
Anonym: Der Power Booster (Die unendliche Glückseligkeit).....	57
Marco Hillemeier: Keine Heimat mein Planet	61
Florian Lehmann: Der Hof.....	63
Florian Auerochs: Einer wird kommen	67
Gerasimos Bekas: Heimat hurts	71
Tobias Sedlmaier: Janusheimat	75
Sebastian Heim: Besuch.....	79
Filiz Penzkofer: Das Mädchen mit der Muschelkette.....	83
Thomas Winterstein: Zurück.....	87
Katarina Johannsen: Zu Hause im Nirgendwo.....	91

Vorwort

„Scheinbar harmlos, nett, direkt naiv kommt der Text daher, und damit wickelt er den Leser gleich ein.“ So beschreibt der Autor und Kritiker Rolf-Bernhard Essig den Siegertext des ersten studentischen Literaturwettbewerbs an der Universität Bamberg – einen kleinen Text, der auch nicht mehr sein will und gerade dadurch überzeugt. Dass man mit nur 1000 Wörtern ein Publikum für sich gewinnen kann, haben die Bamberger Studierenden in den drei Wettbewerben der Jahre 2009 bis 2011 bewiesen. Aus den über 100 Beiträgen haben wir nun die besten Texte in diesem Band zusammengestellt.

Die Geschichte des Literaturwettbewerbs beginnt in einer WG-Küche: Im Kreise des Redaktions-Teams der Hochschulgruppe Feki.de entstand im November 2008 die Idee, einen Literaturwettbewerb an der Universität Bamberg zu etablieren. Das Projekt sollte es Studierenden aller Fachrichtungen ermöglichen, literarisch tätig zu werden und sich mit ihren Texten dem Urteil einer Jury bzw. der Leser zu stellen. Noch im selben Jahr begannen wir zusammen mit einigen anderen Studenten mit den Projektvorbereitungen: Die Wettbewerbsmodalitäten wurden festgelegt, Juroren ausgewählt, ein Thema gesucht und ausgeschrieben. Erstmals durchgeführt wurde der Wettbewerb dann im Sommersemester 2009: Die Studierenden waren aufgerufen, ihre Kurzgeschichten zum Thema „Um 20 Uhr am Gabelmoo“ einzusenden. Die Resonanz war unerwartet hoch: 27 Texte gingen beim Organisations-team ein. Die Jury, bestehend aus Vertretern verschiedener Hochschulgruppen – Feki.de, Rezensöhnchen und Ottfried –, der Autorin Nora Gomringer, dem Autor und Literaturkritiker Dr. Rolf-Bernhard Essig sowie Prof. Dr. Andrea Bartl, Inhaberin der Professur für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, legte nach langen Diskussionen drei Siegertexte fest. Die prämierten Autoren hießen Filiz Penzkofer, Sebastian Martin und Tobias Sedlmaier. Zusätzlich entschieden die Feki.de-Leser per Online-Abstimmung über den Publikumspreisträger: Nils Rusche. Bei einer öffentlichen Preisverleihung im Hörsaal der Universität lasen die Gewinner ihre Texte und wurden mit Laudationes der Juroren geehrt.

Die positiven Erfahrungen des ersten Jahres motivierten uns, den Wettbewerb 2010 erneut zu veranstalten. In Kooperation mit der Villa Concordia suchten wir die beste Kurzgeschichte zum Thema „fertig“. Die Jury wurde in diesem Jahr durch die Autoren Kurt Kreiler (der Nora Gomringers Platz einnahm) und Neffel Cumart ergänzt. Neben den

Studenten der Universität Bamberg waren dieses Mal auch Teilnehmer der Schreibwerkstatt der JVA Ebrach eingeladen, ihre Texte einzusenden. Im Vergleich mit den studentischen Texten boten die Beiträge der Gefangenen einen interessanten Perspektivenwechsel für alle Teilnehmer und Leser. Am Ende schaffte es JVA-Autor Muhammet C. sogar auf den dritten Platz, den er sich mit den Studierenden Claudia Ziegler und Martin Scharpf teilte. Auf dem zweiten Platz landete Thilo Martens; der erste Platz ging – wie schon im Vorjahr – an Filiz Penzkofer. Die meisten Leserstimmen beim Onlinevoting erhielt in diesem Jahr Julia Hahnel. Zum Abschluss lasen die Autoren im Garten der Villa Concordia ihre Texte.

Aller guten Dinge sind drei, und so wiederholten wir den Wettbewerb im Frühjahr 2011, diesmal unter dem Motto „Heimat“. Mit 44 Einsendungen erzielte der Wettbewerb einen neuen Teilnehmerrekord. Wie schon im Vorjahr wollten die Juroren sich nicht auf drei Siegertexte festlegen, sodass bei der abschließenden Preisverleihung – dieses Mal in der Universitätsbibliothek – insgesamt fünf Autoren geehrt wurden: Marco Hillemeier schaffte es auf Platz Eins, Florian Lehmann wurde Zweiter. Eine ehrenvolle Erwähnung der Jury gab es für Tobias Sedlmaier und Gerasimos Bekas. Der Publikumspreis ging in diesem Jahr an Sebastian Heim.

Beim Empfang im Anschluss an die Preisverleihung in der Universitätsbibliothek kam im Gespräch mit Bibliotheksleiter Fabian Franke und Prof. Dr. Andrea Bartl erstmals die Idee auf, die besten Wettbewerbstexte zu publizieren. Uns gefiel die Idee, die Ergebnisse dreier erfolgreicher Jahre in einem Band zusammenzufassen und die Beiträge so noch einmal zu würdigen. Gleichzeitig soll die Anthologie das Projekt „Bamberger Literaturwettbewerb“ vorerst abschließen – ein weiterer Wettbewerb ist momentan nicht geplant.

Insgesamt 24 Kurzgeschichten aus den Jahren 2009 bis 2011 haben wir in diesem Band zusammengestellt. Neben den jeweiligen Preisträgern haben wir auch andere Texte, die es nicht aufs Podest schafften, mit in die Sammlung aufgenommen: So sind etwa die Texte der JVA-Bewohner zum Thema „fertig“ durchgehend lesenswert. Im letzten Wettbewerbsjahr verfehlten Thomas Winterstein, Katarina Johannsen sowie die zweimalige Preisträgerin Filiz Penzkofer die Siegerplätze nur knapp – auch diese Texte sind in diesem Band abgedruckt.

Zu guter Letzt bleibt es uns noch, all jenen zu danken, die uns bei der Organisation und Durchführung des Wettbewerbs unterstützt haben.

Wir danken Feki.de für die Bereitstellung der Onlineplattform und die Ermittlung des Publikumspreises; ebenso danken wir allen Lesern, die die Wettbewerbstexte bewertet haben. Besonderer Dank gilt dem Organisationsteam sowie den zusätzlichen Helfern während der Abschlussveranstaltungen. Für die Bemühungen vor und während der Preisverleihungen danken wir außerdem den Mitarbeitern der Villa Concordia, besonders Nora Gomringer und Stephanie Weiß, sowie der Universitätsbibliothek. Bedanken möchten wir uns zudem bei unseren Juroren für deren Einsatz, die fortwährende Begeisterung beim Lesen und Diskutieren der Texte sowie die Finanzierung des Jurypreises; Danke auch an das Buch und Medienhaus Hübscher für die Bereitstellung der alljährlichen Hauptpreise. Unser besonderer Dank gilt Prof. Dr. Andrea Bartl, nicht nur für ihre Tätigkeit als Jurorin, sondern auch für die Unterstützung während des Publikationsprozesses – ohne ihr Engagement wäre diese Anthologie nicht erschienen. Ebenso danken wir Dr. Fabian Franke, der das Erscheinen des Bandes in der Reihe der Universitätsbibliothek ermöglicht hat.

Oda Riehmer und Katharina Kellermann

2009

Um 20 Uhr am Gabelmoo

Filiz Penzkofer

Um 20 Uhr am Gabelmoo

Um 20 Uhr, genau dann, wenn sich die Sonne hinter 8 mal 4 dunklen Wolken versteckt, passieren seltsame Dinge am Gabelmoo.

Genau dann, wenn der kleine Zeiger der großen Martinskirche auf der 8 steht und der große Zeiger gerade die 12 erreicht, öffnet das steinerne Männchen am Brunnen für 8 mal 4 Minuten seine Augen. Nicht die äußeren natürlich, die sind immer offen. Nein, die inneren Augen. Die Augen des Herzens. Der Gabelmoo hat ein Herz. Harte Schale weicher Kern, herzensgut ist der Gabelmoo. Auch wenn er nicht ganz so aussieht, kerzenstramm und streng wie er dasteht. Aber der äußere Schein hat schon manchmal geträgt. Heute ist es soweit. Der kleine Zeiger auf der 8, der große auf der 12. Die Sonne verborgen hinter 8 mal 4 Schattenwolken.

Der Gabelmoo öffnet sein Herz und schaut sich langsam und gemächlich um. Heute ist viel los in der Stadt, freut er sich. Der grüne Markt ist voller Menschen. Er lässt seinen Blick über drei junge Punker schweifen, die es sich trotz der Kälte auf den Steinen auf der Fuchsseite (die Himmelsrichtungen heißen beim Gabelmoo neuerdings Fuchs, Collibri, Nici und Hintermrücken ...) gemütlich gemacht haben. Direkt daneben eine Gruppe Japaner, die Fotokamera gezückt. Der Gabelmoo brüstet sich ein wenig. Er ist nicht nur herzensgut sondern auch ein bisschen eingebildet. Fränkischer Wassergott mit Muskeln. Direkter Nachkomme Neptuns. Held der weiblichen Domfiguren. Altstadtcasanova. Dreißig Schnappschüsse später konzentriert sich der Gabelmoo wieder auf seine Besucher. Der Mann auf dem Fahrrad ist da. Und dann entdeckt der Gabelmoo, ein wenig versteckt hinter zwei Nonnen des englischen Instituts, einen häufigen Gast. Die Nora. Der Gabelmoo kennt die Nora jetzt schon seit über einem Jahr. Er weiß, dass sie Geschichte studiert und sich für das Inkareich interessiert. Die ersten Monate hat sie dem Gabelmoo viel von den Inkas erzählt. Dass die keine Kannibalen waren, wie es gerne behauptet wird. Oder dass die Inkakönige ihre Schwestern heirateten. Die Inkageschichten wurden dann aber schlagartig abgelöst von Norberterzählungen. Nora hat Norbert beim Chinesen um die Ecke kennengelernt und festgestellt, dass nicht nur seine ersten drei Namensbuchstaben zu ihr passen. Wie

Nora bestellt sich auch Norbert immer gegrillte Ente Chop Suey. Wie Nora studiert auch Norbert Geschichte. Er ist echt jemand ganz spezielles, hatte sie dem Gabelmoo vor drei Wochen um 20 Uhr erzählt, als die Sonne das letzte Mal hinter 8 mal 4 dunklen Wolken versteckt war. Er ist echt total speziell, setzt Nora ihre Norbertunterhaltung von vor drei Wochen fort. Das Blöde an Norbert ist nur, dass er Nora nicht wirklich wahrnimmt. Er schaut durch sie hindurch, über sie hinweg oder neben ihr vorbei. Aber er schaut sie nicht an. Nie. Dabei ist die Nora doch ein hübsches Mädchen. Der Gabelmoo mag ihre Stimme. Und ihre braunen Augen. Und ihr kleines Grübchen am Kinn. Und wie sie sich ihre braune Strähne vom Gesicht nach hinten streicht. Manchmal bereut der Gabelmoo, dass er aus Stein ist. Aber nur ganz kurz. Die Nora ist wirklich verzweifelt. Sie erzählt ihm leise von dem heutigen Geschichtsseminar. Sie habe extra auf Norbert gewartet, am Schluss. Habe extra langsam ihre Unisachen zusammengepackt, den Stift, den Block, den Ordner. Habe ihre Haare langsam zusammengebunden. Und als Norbert dann noch immer nicht fertig war, habe sie sogar ihre Chucks neu geschnürt. Und für was? Für gar nichts. Einfach ignoriert habe er sie. Einfach an ihr vorbeigelaufen sei er. Ohne sie anzuschauen.

Was sagst du dazu Gabelmann? fragt Nora. G a b e l m a n n. Der Gabelmoo liebt es, wie Nora seinen Namen ausspricht. Netter Dialekt. Wenn der Gabelmoo könnte, würde er der Nora von der Macht der Liebe erzählen. Von der elementaren Anziehungskraft von Dingen die zusammengehören. Er würde ihr erzählen, wie viele Schicksale er von seinem Sockel aus mitverfolgt hat. Wie er Jungs und Mädchen erst alleine, dann zusammen gesehen hat. Streit und Versöhnung, Trennung und Liebe, ganze Seifenopern haben sich schon vor ihm abgespielt. Manche mit gutem, manche mit schlechtem Ende. (Nicht erzählen würde er Nora von seiner unsterblichen Liebe zur Frau Botero vom Maxplatz. Zu privat.) Aber sie könnte ihn ja sowieso nicht verstehen. Das Blöde am Menschsein ist, dass man kein Gabelmoo'isch versteht. Er belässt es bei einem langen, verständnisvollen Schweigen. Die Liebe, denkt er sich. Ja, die Liebe.

Zwischen Kinderplärren und Menschenlachen hört der Gabelmoo plötzlich ganz laut die Gedanken eines jungen Mannes. Je eindringlicher ein Mensch denkt, desto lauter hört es der Gabelmoo. Diese Gedanken schreien fast. Ich bin ein Idiot, schreien sie. EIN

GOTTVERDAMMTER IDIOT. Der Lärm kommt aus Fuchsrichtung. Der fränkische Näbdun spitzt um die Ecke. Da steht Norbert. Wie ein kleines Häufchen Elend sieht er aus. Er ist zu feige, Nora ins Gesicht zu blicken. Er ist zu feige, mit ihr zu reden. Und heute im Geschichtsseminar waren sie und er quasi die letzten im Raum und er war zu feige, die Gelegenheit zu nutzen. Ein einfaches Hallo hätte gereicht. Oder ein hey was machst du heute Abend. Oder ein wie geht's. Sie auf die ersten drei gemeinsamen Buchstaben anzusprechen, daran hatte Norbert auch schon gedacht. Aber das fände sie sicher blöd. Und jetzt steht sie kaum zwei Meter von ihm weg und er ist zu feige. Wenn der Gabelmoo könnte, würde er jetzt seine Gabel ausfahren und den Norbert zur Nora schieben. Weil das aber nicht geht, versucht es der Gabelmoo mit Gedankenübertragung. Norbert geh zur Nora, brüllt er in Gedanken. Und: Nora geh zu Norbert. Aber die Menschen. Ja die Menschen, die hören halt mit den Ohren und nicht mit den Herzen. Und dann, dann plötzlich passiert es, das fast Utopische. Norbert bewegt sich auf Nora zu, Nora anlächelnd, Nora anstrahlend, Nora anbetend. Und Nora lächelt, strahlt, betet Norbert zurück an. Und dann sind die 8 mal 4 Minuten um, und der Gabelmoo wird müde. Er denkt noch an die Macht der Liebe, an die elementare Anziehungskraft, an seine Jugend, mit einem Seufzen an Frau Botero. Und dann schließt der Gabelmoo langsam seine inneren Augen. Er schläft, würden die Menschen sagen.

Tobias Sedlmaier

Der Traum vom Mädchen am Gabelmoo

Die vergoldeten Spitzen des grimmigen Neptunzackens ragen hoch, gerade möchte er glauben, bis hin zum äußeren Fenster im dritten Stock, das ihm einen optimalen Blick über den grünen Markt bietet. Im Mikrokosmos unten wimmeln, schlendern oder stehen sie: Schülergrüppchen, die Mädchen der Telefongesellschaft mit farbigen Zetteln und Kulis in Händen, schäbige Umhängetaschen tragende Studenten, eine dicke Frau mit Kinderwagen, vier noch dickere daneben, zwei bratwurstessende Polizisten, Touristenkutscher, Kohlverkäuferinnen, der Maronimann, später werden sich noch die alten und jungen Trinker einträchtig dazu gesellen.

Er sieht ruhig zu, nimmt aber keinen Anteil daran, nicht am Kinderwagen und nicht an der dicken Grünen, die mit wilder Handbewegung versucht ...

Da.

Auf ihrem Platz.

Sitzt sie, die da eigentlich nicht mehr sitzen kann. Sollte sie nicht fort sein, in der Ferne? Seit zwei Jahren in Beirut, drei Briefe zurückgelassen, die Tinte inzwischen in Tränen ertrunken?

Er glaubt an einen Irrtum, eine Sinnestäuschung, schüttelt den Kopf, aber da sitzt sie, den Kopf erwartungsvoll und leicht trotzig nach oben gereckt wie früher, die Hände in den Taschen des weißen Anoraks. Ihr Haar immer noch starr, widerspenstig, schwarz gelockt.

Das schmale Gesicht, die warmen, trockenen Lippen ...

Ein kurzer Schmerz erreicht seinen Zeigefinger: Die Zigarette ist abgebrannt. Er beugt sich in die Zimmerflucht hinein zum Aschenbecher. Auf dem staubbedeckten Schreibtisch liegen vor allem Brecht und Brentano, gelbgrüne Hefte, hilflose Notizen, das Deckblatt zur Abschlussarbeit über das Teufelsmotiv in den Abenteuern der Silvester-Nacht.

Daneben eine angestaubte CD von 1994: Trailer. Sehr wichtig beim Umzug und vereinzelt Zeilen immer noch drin, fürs eigene Leben eingraben und seitdem nicht mehr ins Tageslicht.

I pace the darkened hall, try to consider it all ...

Und da: ein kleines, weißes Plastikrund, eine nicht eingelöste Erinnerung. Materieller Wert: Ein Euro. Es scheint ewig her, sein erstes

Jahr. Selbstverständlich jeden Abend Kneipenstreifen, ein Strom der Kurzweiligkeit, Details unwichtig.

Nach Weihnachten war sein Lieblingsclub geschlossen worden, der Abschied dauerte. Er war an jenem Abend erst spät dort angekommen. Vor der Tür wartete ein einsames Grüppchen abgestellter Bierflaschen, alle auf dem Hinweg geleert. Üblicherweise Gästeliste. Nach zwei Schnäpsen auf die Tanzfläche. Irgendwann, als ob es jemand gewusst hätte, wurde es aufgelegt:

In the dull lamps glow and the truth is I don't know ...

Überraschenderweise war sie auch noch aufgetaucht und hatte ihre Arme um ihn geschlungen. So waren sie in ihren letzten Tanz versunken bis das Licht anging. Lange gekannt hatten sie sich nicht und es hatte doch etwas bedeutet.

An die folgenden Semester kann er sich kaum erinnern. Er ist ruhiger geworden, oft daheim geblieben, wenn andere lärmend durch die Altstadt zogen. Der Blick stets raus auf den Grünen Markt. Hat an Lieder gedacht, doch keines bleibt hängen, in seinem Kopf segeln die Worte wie die braungrüngelben Blätter auf den Pflastersteinen bunt umher.

Als er noch einmal von der Höhe hinunter schaut, ist sie verschwunden. Die Kronen der Bäume, die den Gabelmoo flankieren, scheinen gewachsen zu sein und nun beinahe seine Füße zu berühren, die auf dem schmalen Fensterbrett gekreuzt sind.

Er rutscht zurück in den Raum, schließt das Fenster mit dem üblichen harten Schlag der Altbauholzflügel und wendet sich wieder der Arbeit zu.

Zwei Stunden verstreichen, blasse Finger gleiten über raschelndes Papier.

Während die Sonne hinter den Giebeln und Schindeldächern versinkt, erwacht das Haus allmählich zum Leben: Der Laden im Erdgeschoss knallt die Türen zu, Fahrräder werden aus dem Gang geschoben, im Dritten sind Stimmen, Schritte, Klaviermusik und rauschendes Wasser zu hören.

Achtmal hat es geschlagen und keine Ruhe in Sicht.

Von unten dringt der Lärm der Jugendlichen herauf, die auf den quadratischen Steinblöcken rund um den Brunnen sitzen und mit

Bierflaschen klirren. Müde Taxifahrer lehnen rauchend an Autotüren. Der Qualm ihrer Zigaretten steigt in die kalte Abendluft und vermengt sich in kleinen Kreisen mit dem abendlich aufkommenden Nebel.

Am Fenster stehend kann er aus der Ferne nur durch den gelegentlich aufglimmenden roten Punkt ausgemacht werden. Ein einzelnes, einsames Leuchten im Dunkel der alten Häuserfluchten.

Da!

Sie sitzt wieder dort, etwas versteckt auf einem der Quadersteine.

Er kann nicht anders.

I quietly climb the stairs, I remember all the years ...

Hinunter die schmutzige, steile Treppe, die Haustür aufgerissen, auf die Straße hinaus in die stürmische Nacht.

Er ruft sie.

Wind und Weiß stehlen ihren Namen. Sie ist aufgestanden und winkt ihn zu sich.

Dann verschwindet sie im Nebel.

Hinterher, ihr nach! So von ihr aufgefordert, reißen ihn das Rot, Gelb, Braun und Grün der Häuser immer tiefer in die Abgründe der Gassen hinein.

Er wankt wie bei der Rückkehr nach einer Feier durch die an Kneipen, Bars, Pubs und Weinlokalen nicht armen Nachtstadt. Bloß: Wohin?

Vor ihm türmt sich weiße, dunstige Nebelmasse auf, verfolgt ihn, reckt aus engen Seitengässchen unerbittlich ihre milchigen Hände nach ihm, droht ihn mitzureißen, zu ersticken und verschlingen. Längst ist sein Mädchen weniger als ein Schatten, farblos, konturlos, doch er läuft ihr weiter nach. Die tagsüber braven, friedlichen Fachwerkhäuser werden ihm Dämonen, Fenster Fratzen, Erker und Türmchen bizarre Phantasien.

Verloren irrt er weiter durch die Stadt.

Plötzlich steht er wieder vor ihm, der Gabelmoo. Erschrocken und zugleich über seine Dummheit fluchend versucht er ein zweites Mal, sie einzuholen.

Da!

Hinter einer Ecke verschwinden schwarze Locken. Er ringt nach Luft und hat Angst, es könnte jemand lustig finden, sich heimlich heranzuschleichen und ihn wie einen ahnungslosen nächtlichen Torkler mit lautem Gebrüll anzufallen.

Weiter!

Irgendwann hört er das Gluckern von Wasser. Von den Brückenköpfen sieht er die Nebelschwaden über das Wasser kriechen und sich langsam dem Ufer und den Hügeln der höher gelegenen Stadtteile nähern. Das Läuten der Domglocken wird zusammen mit dem Gejohle der Nachtschwärmer ins dunkle Weiß gezogen und verschluckt.

But the things they'll never know, like where it is I go ...

Irgendwann, keuchend und am Ende seiner Kraft, erkennt er durch den Nebelschleier die Umrisse der Brunnenanlage und hört gedämpftes Hohngelächter vom Gabelmoo herüberwehen.

Sebastian Martin

Das war gestern. Heute war besser

Es schneit. Ein Abend im Januar. Dieser eine Tag könnte für ihn der Wichtigste in seinem Leben werden. Um 20 Uhr am Gabelmoo – das hatte er ihr damals vorgeschlagen. Damals, das war am Tag vor Silvester auf Usedom. Er hatte sie nur kurz sehen wollen, war dafür über tausend Kilometer weit mit dem Zug gefahren. Von ganz unten nach ganz oben auf der Deutschlandkarte. Die letzte Chance nicht allein zu sein, sie nicht verlieren zu müssen. Und: Um verdammt noch mal diese Ostseeinsel endlich zu sehen, aus der Phantasie eine Realität werden zu lassen. Sie hatte ihn an Weihnachten verlassen. An Heiligabend.

Unglaublich, hatte er gedacht, so etwas gibt es doch nur in Romanen – aber das war die Wirklichkeit. Und die war schrecklich. Zuerst: das Tränental, das Betteln, „verlass mich nicht“. Dann: Der Mut und die Erkenntnis, dass man nicht immer einfach aufgeben sollte, dass man das, was man am meisten will, auch wirklich erreichen kann, wenn man sich nur traut, Dinge zu tun. Am zweiten Weihnachtsfeiertag kam die Zuversicht zurück. Der Kampfeswille.

Und er fuhr zu ihr nach Usedom. Als er im Zug von Mannheim nach Berlin fünf Stunden an der Tür stand, hatte er Zeit, die Dinge zu ordnen. Er blickte unentwegt auf die Deutschlandkarte, die neben der Tür hing. Seltsam, wie sich alles fügte. Das Studium in Bamberg, das Kennenlernen durch Zufälle. Das gemeinsame Wohnen in einer Wohngemeinschaft. Die erste Trennung – sein Auszug aus der Wohnung. Das „Wieder-Zusammen-Kommen“. Die Gemeinsamkeiten. Die Unterschiede. Das Wissen, dass alles gut wird. Mit ihr. Dann: Zwischenstopp Frankfurt und der Zweifel kam zurück. Ob alles so klappen würde, wie es erdacht war? In Hildesheim: wieder Mut.

Das letzte Stück in der „Usedomer Bäder Bahn“. Sand auf dem Boden des Zuges. Dunkelheit draußen. Er spürte die Nähe zu ihr. Hart bleiben. Nur nicht die Pläne umschmeißen. Er wollte sie nicht an diesem Abend sehen. Noch nicht. Er nahm sich eine Pension direkt an der Düne. Er konnte das Meer hören. Die Ostsee. Nachdem er sich eingemietet hatte, ging er zur Seebrücke. Es war eiskalt. Der Winterwind versetzte ihm Nadelstiche im Gesicht. Er spürte sie nicht. Er nahm das Äußere nur bedingt wahr, im Inneren war er fest entschlossen. Eine Zufriedenheit umgab ihn, als er auf der Brücke dem Wind trotzte.

Am nächsten Morgen stand er sehr früh auf. Es war eine schweißgebadete, kurze Nacht gewesen, aber er wollte frisch sein, wenn er sich mit ihr treffen würde. Nach kurzer Dusche doch gründlicher Rasur ging er in den Frühstücksraum, trank zwei Tassen Kaffee, aß ein Brötchen mit Salami und Käse, nahm einen Schluck Orangensaft und verließ die Pension, nachdem er die Formalitäten an der Rezeption erledigt hatte. Es war ein kalter, schöner Tag. In einer halben Stunde würden sie sich sehen. Er war nervös. Seine Tasche zog ihn förmlich zu Boden. Dennoch war er heiter – keine Spur mehr von dem Gefühl des Verlorenseins vom vorabendlichen Spaziergang als ihm reihenweise glückliche Pärchen entgegen kamen, die, nachdem sie an ihm vorbei gelaufen waren, kicherten. Er hatte sich ausgelacht gefühlt. Ausgelacht und vereinsamt. Aber das war gestern, heute war besser.

Kurz nach halb zehn stand er auf der Seebrücke. Es war viel los. Die Menschen strömten zur Anlegestelle der Fähre am Ende der Brücke. Das Schiff fuhr Richtung Polen, was die Menschen wohl alle dort wollten? Er wartete auf dem Steg und fotografierte Meer und Strand. Er wärmte sein Gesicht in der Sonne. Seine Gedanken waren geordnet. Er wusste, was zu sagen war. Dann spürte er eine leichte Vibration der Holzdielen, wie sie nur im Rhythmus ihres Schrittes zu Stande kommen konnte. Er drehte sich seitwärts. Da war sie. Sie blickte ihn an und begann, seinen Oberarm zu streicheln. Es beruhigte ihn, in ihr Gesicht zu sehen. Es strahlte Schönheit und Geborgenheit aus. Er konnte sich kaum regen, sagte aber kurz „Hallo“, doch vermied es, sie zu umarmen.

Dann sprachen sie sich aus. Es lief wohl einiges schief zwischen ihnen, aber es war noch nicht zu spät. Die Missverständnisse waren offen gelegt, jetzt mussten sie durch Vertrauen beseitigt werden, falls es noch eine Chance gab – eine faire Chance. Sie wollte zu ihrem Ex zurück, doch seines Erachtens war dies nur eine Flucht, denn er und sie gehörten zusammen. Zu nahe waren sie sich. Zu stark waren die Anziehungskräfte. Plus und Minus – keine Gegenteile, sondern magnetische Ergänzungen. Aber, es lag an ihr. Sie konnte sich an diesem Tag nicht festlegen. Er schlug ihr vor, sich im Januar um 20 Uhr am Gabelmoo zu treffen, um endgültig Gewissheit zu haben. Sie sollte endlich lernen zu entscheiden und er konnte sich dann endlich sicher sein, wie er zukünftig weiter konnte: allein und in Trauer um ihre Liebe, oder mit ihr zusammen und einer Perspektive. Am Bahnhof

verabschiedeten sie sich in einer langen Umarmung. Er ging mit gemischten Gefühlen, fühlte sich jedoch auf dem Weg zurück nach Bamberg zufrieden.

Jetzt ist der Tag da. Ein Abend im Januar. Ob sie kommt? Er hofft es. Und ist sich seltsam sicher, dass sie kommt. Was er nicht wissen kann: Ob sie bei ihm bleiben oder ihn endgültig verlassen wird. Dann würden sie sich nie wieder sehen. Dieser Gedanke macht ihm Angst, aber wirft ihn nicht mehr um. Er hat gelernt und ist bereit zu kämpfen. Für seine Sache. Er will ihr zeigen, dass ihr Glück an erster Stelle steht – er würde sie nach dem Ende ihrer Beziehung nicht belästigen. Das ist seine Gewissheit. Auch wenn diese unmenschlich schmerzt. Jetzt läuft er über den leeren Maxplatz, über den sie so oft gemeinsam gelaufen waren. Ein eisiger Wind pfeift, der ihn an das Gefühl an der Ostsee erinnert. Am Gabelmoo stellt er sich vor die Statue, und schaut sich um. Es ist gleich acht. Ob sie kommt? Hoffentlich. In diesem Moment kann er den bekannten Rhythmus auf den Pflastern hören – das ist sie. Sie kommt. Er lächelt.

Nils Rusche

Am Fenster

Es regnete seit dem frühen Nachmittag, und mittlerweile war es spät am Abend. Meistens gibt es keinen guten Grund für Regen, doch dieser Regen hatte eine Aufgabe, eine Bestimmung, eine Mission.

Vielleicht war er deshalb so hartnäckig, ein dunkler, nasskalter Schleier, der sich über die Stadt legte. Der Grüne Markt tief unten glänzte schwarz, und im Scheinwerferlicht der wenigen Autos sah man das Schimmern des Sprühnebels, welcher die Neptunstatue mit ihrem Element vereinte. Die Glocken in St. Martin verläuteten die Uhrzeit. Anderswo würde man jetzt die Tagesschau sehen.

Es war ein Regen, wie ihn sich manche Autoren wünschen, wenn sie ihre Geschichten besonders stimmungsvoll einläuten wollen. Ein Regen, der instinktiv die Hand zur Tasse mit dem warmen Kakao greifen lässt. Ein Regen, der trotz der warmen Decke frösteln lässt. Ein Regen, der eine Mission hat und deswegen so hartnäckig das Draußen vermiest. Genau so ein Regen war das.

Deswegen ist es nur gut, dass unsere Geschichte drinnen beginnt, und um den Gegensatz zum Regen noch zu verstärken, beginnt sie mit einer dampfenden Tasse Kakao. Wir sehen eine feingliedrige Hand, ein bisschen knochig, welche sich um den Henkel der Tasse schließt, und wir können uns denken, dass sich eine zweite Hand an der henkellosen Seite der Tasse wärmt. Im Hintergrund sehen wir verschwommene Lichter, welche durch den dichten Regen scheinen, und ab und zu den Scheinwerferkegel eines Autos, welches an der Fußgängerampel wartet, bis es weiterfahren darf. Regen fließt an der Scheibe herab und zieht Striemen durch das Bild der dampfenden Tasse – eine Spiegelung in der Scheibe, wie wir jetzt bemerken. Wir entfernen uns von der Scheibe und sehen nun die wirkliche Tasse vor dem Hintergrund der gespiegelten Tasse. Die Welt vor dem Fenster nehmen wir schon gar nicht mehr wahr. Zu den Händen gehören Arme, welche in viel zu großen, dunkelblauen Pulloverärmeln stecken. Die Tasse ruht auf einem Knie, welches wiederum in einer grauen, ausgewaschenen Jogginghose steckt. Knie und Arme gehören zu einem Mädchen, welches man wegen ihres Alters eigentlich junge Frau nennen müsste, doch das machen nicht

viele. Wir treten noch einen Schritt zurück, um das Bild in seiner Gänze zu sehen: Die junge Frau sitzt auf ihrem Fensterbrett, den Rücken mit einem Kissen vom gemauerten Fensterbogen getrennt, unter ihr eine alte Wolldecke. Die Beine münden in ein Paar Hausschuhe, welche in Farbgebung und Form an Tigertatzen erinnern sollen und lässig an der gegenüberliegenden Seite des Fensterbogens abgestützt sind, während aus dem Kapuzenpullover ein schlanker Hals ragt, auf welchem wiederum – wenig überraschend – ein Kopf sitzt. Von diesem Kopf sehen wir gerade nicht viel, denn er schaut aus dem Fenster. Wir können nur spekulieren, welches Gesicht sich gerade von uns abwendet, und unser einziger Anhaltspunkt ist das wirre, nussbraune, voluminöse und ziemlich kurze Haar, welches von hinten ein bisschen an einen nussbraunen Kopfsalat erinnert, wenn es so etwas denn überhaupt gäbe. Wir betrachten also diese Mähne und freuen uns kurz darüber, dass uns der Begriff Mähne in diesem Fall nicht unangebracht erscheint, als die Sehnen in ihrem Hals zucken – ein untrügliches Zeichen einer Bewegungsabsicht. Und in der Tat dreht sich der Kopf, und wir kriegen endlich eine Profilansicht: Das Kinn ist eher spitz als breit, die Lippen eher voll als schmal, die Nase eher klein als groß und an der Spitze etwas knubblig, und der Nasenrücken ist nicht ganz gerade, eher leicht nach innen gerundet, was dem Gesicht nur zum Vorteil dient. Gekrönt wird das Profil durch die Stirn, welche leicht gerunzelt zum Haaransatz führt. Ein Gesicht, das bestenfalls irritiert ist, schlimmstenfalls verärgert – so genau lässt sich das nicht sagen. Sie senkt den Blick, schlürft einen Schluck Kakao, wischt sich die Kakaohaut von den Lippen, und schaut dann wieder geradeaus an die gegenüberliegende Seite des Fensterbogens, an dem sie ihre Tatzen angelehnt hat, als ob es dort etwas Sehenswertes gäbe, aber ihr Blick geht ins Leere.

„Scheiße“, murmelt sie.

Draußen regnet es unbarmherzig weiter, aber der Regen hat seine Aufgabe erfüllt.

2010

fertig

Richard Elfengrün ging langsam, Stufe für Stufe, die graue Steintreppe nach oben. Mit der linken Hand fuhr er über das Eisengeländer, das sich wie eine hellgrüne Schlange über die Etagen nach oben schlängelte. Schon als Kind hatte Richard immer alles anfassen müssen. Er strich beim Laufen über die Halterungen der Rolltreppen, berührte im vorbeigehen Mauern, Zäune, parkende Autos und die glatte Fläche von den Reklameschildern, die sich in der Einkaufspassage tunnelartig aneinanderreiheten. Es beruhigte ihn, die meist kühlen, im Sommer manchmal auch angewärmten Oberflächen in seinen Händen zu spüren.

Noch jetzt, Jahrzehnte später, konnte Richard die besänftigende Wirkung des Treppengeländers spüren. Das grüne Eisen nahm seine Ängste auf und leitete sie zum Boden hin, gleichzeitig ließ es auf wunderbare Weise die ruhige Kraft der Erde durch seine Handwurzeln in sein Inneres strömen. Für einen Moment entspannte sich Richard. Sein Atmen verlangsamte sich und auch das Herz hämmerte nicht mehr ganz so heftig. Doch als er das vierte Stockwerk erreicht hatte und sich von Treppe und Geländer entfernte um an der Haustür von Frau Winter zu klingeln, kam die rasende Unsicherheit zurück. Am liebsten hätte sich Richard umgedreht und wäre, sich mit beiden Händen am Eisengeländer abstützend, Stufe für Stufe nach unten gestiegen, dorthin, wo ihn der Ausgang erwartete. Doch dafür war es nun zu spät. Richard Elfengrün hatte sich einen Text zurechtgelegt, den er in den letzten Tagen gedanklich immer und immer wieder durchgespielt hatte, so oft, bis er die Sätze auswendig beherrschte, wie ein Gedicht. Richard Elfengrün tat sich schwer mit dem Sprechen. Seine Worte verließen nur dann als Ganzes seinen Mund, wenn er jeden einzelnen Buchstaben präzise vorformuliert hatte. Während die Menschen um Richard herum automatisch sprachen, die Luft mit einem Meer aus Wörtern füllten, produzierte Richard die Wörter seiner Sprache manuell.

Hatten sich in seinen Kopf dann die Buchstaben zu Wörtern und die Wörter zu Sätzen gebildet, dann musste Richard ganz ruhig werden. War er es nicht, dann verwackelten die Wörter und Sätze und zerfielen irgendwann. Das einzige was dann von ihnen blieb, waren Trümmer,

wie nach einem Erdbeben. Als Richard Schritte hinter der Tür hörte, vergaß er seinen Text. Er konnte keinen Buchstaben fassen in seinem Kopf und als Frau Winter schließlich vor ihm stand, schaute er nur und schwieg.

Das erste, was ihm an Frau Winter auffiel, war ihr Mund. Er war nicht länglich wie die anderen Lippen, die Richard kannte, sondern fast rund. Die rotgeschminkten Lippen waren zwar nicht breit, aber dafür waren sie prall und geschwungen. Wie ein roter Schmetterling, dachte Richard. Als Frau Winter ihn bat, hereinzukommen, flatterten seine Flügel.

Richard Elfengrün hatte sich Frau Winter anders vorgestellt. Er dachte, sie wäre schwarzhaarig und hätte blaue Augen und blasse Haut. In Wirklichkeit hatte Frau Winter kurze blonde Locken, ihre Augen waren von einem sanften grün. Die Haut war zwar sehr hell, aber über Nasenrücken und Wangen verteilten sich kleine hellbraune Sommersprossen. Sie roch nach Blumen. „Frühling“, dachte Elfengrün, „sie sollte Frau Frühling heißen.“ Ihre Natürlichkeit beschämte ihn. Als er sich vorstellen wollte, stolperte er über jeden Buchstaben und als es immer schlimmer wurde, brach er ab, um nochmal von vorne anzufangen. Er brauchte Minuten, um seinen Namen zu nennen. „Du machst das zum ersten Mal, oder?“, fragte sie ihn. Richard nickte langsam.

Sie nahm ihn an der Hand und führt ihn ins erste Zimmer, das vom dunklen Gang abzweigte. Er fühlte sich wie ein Fremdkörper in diesem Raum, in dem alles rot war, die Vorhänge, die Satinbettwäsche, die Ledersessel, der Teppich. Die Farbe lag wie ein Schleier der Unwirklichkeit auf dem Geschehen. Wie ein schlechter Film. Das einzig Authentische an allem war Frau Winter. Sie hatte ihr billiges Korsagenkleid abgestreift und sah in der weißen Unterwäsche aus wie ein normales Mädchen. Als sie ihn mit wenigen Handgriffen von seiner Hose befreite, schloss Richard die Augen. Er versuchte sich vorzustellen, dass sie auf einer Waldwiese lagen, dass Frau Winter eigentlich Marianne hieß oder Marlene, doch das durchdringende Rot des Raumes holte ihn immer wieder zurück. Als sie sich über ihn beugte, tanzte alles an Frau Winter, die Haarsträhnen, die Sommersprossen, ihre Schmetterlingslippen, die kleinen runden Brüste.

Als Richard fertig ist, erlahmt der Tanz des Mädchens.

Sie rollt sich ab und zieht sich einen schwarzen Morgenmantel über. Sie sieht anders aus, findet Richard. Ihr Gesicht sieht leblos aus, die Augen

sind glanzlos, das helle Grün von vorhin hat sich zu einem fahlen Grau verändert. Selbst die Sommersprossen haben ihre Lebendigkeit verloren. Kälte strahlt aus ihren Augen, kriecht unter ihrem Morgenmantel hervor wie der Nebel, der im Morgengrauen aus den Wäldern der Vorstadt emporsteigt. Jetzt sieht sie wirklich aus wie Winter. War das seine Schuld? War er es, der ihr ihre Lebendigkeit genommen hat? „Bin ich es?“, fragt sich Richard. Hatte er sie zu dem gemacht, was sie jetzt ist? Hatte er sie erschaffen lassen, sie erstarren lassen, sie ihrer Kraft beraubt? Er schaut in ihr lebloses Gesicht. „Es spiegelt mich wieder“, denkt er, „meine Leere“. Er konzentriert sich so sehr, dass sich seine Finger tief in das nackte Fleisch seiner Oberschenkel bohren, beginnt Buchstaben in seine Gedankentafel zu schreiben, nach und nach einzelne Wörter zu bilden. Dann, langsam, wandelt er sie mit Hilfe von Gaumen, Zähnen und Lippen in hörbare Laute um, fügt mühsam Silbe für Silbe zusammen, als würde er Perlen zu einer Kette aufreihen. „Es tut mir leid.“ Die Worte klingen unnatürlich langgezogen, aber sie bleiben ganz. Frau Winter schaut ihn an, das erste Mal richtig. „Schon gut“, sagt sie, „Das ist mein Leben.“ Es ist dunkel, als die letzte Kundschaft gegangen ist. Frau Winter zieht zwei Baumwollstrumpfhosen übereinander, darüber trägt sie einen dicken Pulli, knielang wie ein Kleid. Sie schließt die Tür hinter sich ab. Als Frau Winter an der Treppe angelangt ist, legt sie eine Hand auf das Geländer und streicht, während ihre Füße mechanisch die Stufen hinabsteigen, andächtig an der kühlen, hellgrünen Eisenschiene entlang, solange, bis sich das Geländer am Ende der Treppe zu einer Schnecke zusammenzieht und in den Boden hineinwächst.

Thilo Martens

Der Rezipient

Ich lege das Telefon zur Seite und vergesse sofort, wer diesmal dran gewesen ist. Wenn ich versuche mich zu erinnern, zweifle ich, dass ich überhaupt angerufen wurde. Mir ist nie klar geworden, was die große Sache an Geburtstagen sein soll. Wenn es einen Tag gibt, den man feiern sollte, dann den, an dem man stirbt. Ich will an einem neunundzwanzigsten Februar sterben. Das tut nicht jeder. Hätte ich Freunde, die es wert sind, würde ich mit ihnen jeden neunundzwanzigsten Februar als meinen Todestag in spe feiern. Heute ist aber bloß ein Tag wie jeder andere. Ich sitze in der Garderobe und pudere mir nicht das Gesicht und meine Haare sind mir egal. Gleich werde ich rausgehen und das Programm runterleiern, das ich schon tausend Nächte zuvor runtergeleiert habe. Sie werden es erschütternd nennen. Keine Szenerie, keine Ausstattung. Ein Mensch und eine Stimme. Neonlicht macht alles hässlich, sagen sie immer. Ich finde, dass Neonlicht einfach alles so zeigt, wie es ist. Schonungslos. Ich kriege das Zeichen, dass die Zuschauer drin sind, kippe noch einen Whisky und mache mich auf in Richtung Bühne.

Warum klatschen die jetzt schon? Noch etwas, dass ich nie verstehen werde. Ich schweige, bis sie endlich Ruhe geben. Dann sage ich ihnen, dass sie mir meine schwarzen Puppen wiedergeben sollen. Dabei habe ich nie welche gehabt. Ich sage ihnen, dass ich mit ihnen spielen will, den schwarzen Puppen. Zumindest das stimmt. Aber man kann nichts zurückbekommen, was man nie gehabt hat. Ich glaube, dass man geboren wird und alles hat, was man jemals irgendwie bekommen kann und wenn man nicht aufpasst, ist es weg. Vielleicht kommt es wieder, aber in der Regel nicht. Manche haben am Anfang weniger als andere. Ich habe scheinbar gar nichts gehabt. Ich merke längst nicht mehr, wie ich Text um Text in den Raum schmettere, säusle oder apathisch in die Luft stelle. Zum Schluss wird es noch einmal ganz leise. Große Abgänge kann man heute nicht mehr ernst nehmen, finde ich.

Ich verlasse das Theater und bemühe mich, von niemandem angesprochen zu werden. Eine Zigarettenlänge später bin ich im Bahnhof

und gehe die Treppen hinunter. Mit jedem Schritt fühle ich mich ein kleines Stück freier und behaglicher. Es ist noch früh, aber die Absturzatmosphäre liegt schon in der Luft. Auf der anderen Seite des Bahnsteigs treten ein paar Jugendliche einen Penner zusammen. Ich wünschte, ich wäre an seiner Stelle. Oder an ihrer. Vollkommen egal. Die Schienen kreischen, der Zug fährt ein. Ich betätige den Türöffner und lecke meinen Daumen ab. Nur wenige Leute sind in diesem Abteil. Ich setze mich möglichst weit weg von den anderen auf eine völlig versifft Viererbank. Es riecht nach Alkohol, Schweiß und billigem Essen. Die Erinnerung an den Whisky und das Echo aufeinanderschlagender Handflächen ebbt langsam ab. Was bleibt, ist kalte Nüchternheit in einer bemitleidenswerten Umgebung. Ich scheine der einzige zu sein, der nicht vollkommen am Ende ist. In dieser Gesellschaft, an solchen Abenden komme ich mir immer so wertlos vor. Völlig ungezeichnet erinnere ich mich nicht, dem Tod jemals auch nur etwas nahe gewesen zu sein. Manchmal verachte ich mich dafür, dass ich niemals den Schneid hatte, mir eine Nadel reinzustecken. Ich habe nicht geblüht und alles erreicht, was man so verlangt. Ich bin da. Die Türen öffnen sich und ich verlasse die Bahn. Das ist meine Station. Man steigt an seiner Station eben aus. Die Rolltreppen funktionieren nicht. Ein paar heruntergekommene Typen regen sich maßlos darüber auf. Mir ist das egal, obwohl mir bei jedem Schritt nach oben immer schlechter wird. Ich kenne das schon. Erschöpft schaue ich in den Himmel. Kein Mond. Ich versuche den Smog in mich aufzusaugen, gebe es gleich wieder auf und gehe die Straße entlang. Sie ist vielbefahren, aber außer mir ist niemand zu Fuß unterwegs. Der Klang des Verkehrs wird in meinem Kopf zum Applaus im Theater. Erst scheint er mich zu verhöhnen, rückt dann aber schnell in den Hintergrund. Weißes Rauschen. Ich wohne seit sieben Jahren in diesem Bezirk und das gerne. Dreikommasieben Morde pro Woche. Das kann sich sehen lassen. Da ist meine Gasse. Sie scheint endlos lang zu sein. Ich bin noch nie in sie hineingelaufen, denn meine Wohnung liegt ganz vorne auf der linken Seite. Neben der Tür sitzt ein schlaffer Körper an die Fassade gelehnt. Sie ist hübsch und ihre Lippen sind aufgebissen. Sie atmet schwer und sieht glücklich aus. Ich würde sie gerne küssen, aber traue mich nicht. Ich schließe die Tür auf und gehe in meine Wohnung. Sie ist im Erdgeschoss.

Wieder zu Hause. Ich bin einfach nur da. Ich denke weder an das, was sein wird, noch an das, was ich getan habe. Es interessiert mich auch nicht. Ich spüre weder die Steifheit meiner Finger, noch das halbherzige Pulsieren in meiner Brust. Wenn ich in den Spiegel schaue, starrt mir keine Leere entgegen, denn da ist nichts, was starren könnte. Ich überlege kurz, ob ich die Frau unten an der Tür hereinbitten soll. Unsere Synthese müsste das ultimative Nichts ergeben. Ich verwerfe den Gedanken und warte. Auf den neunundzwanzigsten Februar.

Claudia Ziegler
Lebenslang leben

Das Studium von heute macht einen ganz schön fertig. Weder zu leicht- noch allzu friedfertig sollte man dabei vorgehen. Am Ende ist man am Ende, doch fertig ist man noch lange nicht: Erst geht es ums Verfertigen von Texten, ums Rechtfertigen von Hypothesen, aber am Ende geht es doch eigentlich immer mehr nur um 08/15 als um Heureka!

Es geht um Credits und Kredite, Fertigpizza oder nicht, um Sprachfertigkeiten, Berufsfertigkeiten und vor allem Eilfertigkeiten, kurzum: vorübergehende Abfertigung und Unfertigkeit immerdar.

Die Uni ist doch eine einzige Zerfertigung!

Fertigen. Eine Zielgerichtetheit spricht aus diesem Wort.

sollte man wohl nicht wissen, wohin das ganze führen sollte, was das ganze wissen sollte?

wollte man nicht wissen, das das ganze führen sollte, wer das ganze wissen wollte?

Mit dem Studium fertig, weiß keiner und so gar nicht und auch nicht wohin. Es wird jedoch keine einsame, gefährtenlose Fahrt werden, die da endlich mal zuerst auf uns zukommen wird. Es gibt ja genug von uns allen, für alle ist niemand da. „Es reicht wie immer nicht für alle. Bitte greifen Sie doch zu!“ Wir unifriscen Fertigprodukte neueren Produktionsdatums, wir sind alle wirklich sofort einsatzfertig, übrigens auch sehr friedfertig und überaus willfährig, immer schnell und überall zu haben und sein gelassen. Und wenn wir dann ganz dienstfertig unseren Dienst zu Ende gebracht haben ist auch der Vertrag am Ende. Dann stehen wir da mit unserem fertigen Mondgesicht Null Null Komma Strich

PunktPunktPunkt

aberaberaber das ende des einen ist doch der anfang des anderen unsere kräfte sind am ende nur die wurst hat zwei es gibt ausnahmen es gibt nächste es gibt neue es gibt andere manche rennen zügen tageweise hinterher immerdar amen erfüllen ihr soll und haben und gut wollen nicht viel mehr vom leben als das butterbrot und schotter und morgens hartgekochten dotter und eier in der hose und im büro das leben das leben geht so manche sollten nicht erst beim sprechen ihre gedanken verfertigen manche sollten nicht alles glauben was sie denken manche sollten nicht glauben was von ihnen gedacht wird ...

Die gestiegene Fertigung von Fertigessen sollte wirklich nicht allzu leichtfertig hingenommen werden. Was den ready meals-take aways-drive-thrus-wash&gos am Ende abgeht, sind einfach ihre 'ends'. Wo wird das wohl auch alles hingeführt haben? Das Leben bleibt nur lebenslang, egal wie sehr man sich beeilt.

Hast du wohl schon jemals etwas fertig gebracht? Wann bist Du jetzt nochmal fertig? Werde endlich mal fertig! Wann bist Du denn eigentlich fertig geworden? Wann bist Du denn eigentlich gefertigt worden? Was machst Du denn damit, wenn Du fertig bist? Wo soll denn das hinführen?

Geh doch zu Mc Donald's und mach mal fast ein Bisschen food oder vielleicht auch zwei, aber ein bisschen plötzlich! Mach mal ein bisschen schneller, vielleicht wird dadurch das Leben länger. Mach mal 'ne Fortbildung, bist doch sonst auch immer so schlagfertig, wenn's jetzt sein muss. Geh nicht so leichtfertig damit um oder willst Du nicht auch was Besseres wie oder als die Anderen? Steh nicht so bußfertig herum! Hast wohl gedacht, Du seist karrieregeschmeidiger! Jung Dynamisch Flexibel. Sei einfach nochmal ganz anders, jetzt nochmal ganz von vorn mit neuem Habitus, bitte! Da muss man doch erst ganz anders anfangen, um damit fertig zu werden! Wach mal auf, neuorientier Dich doch endlich wieder verdammt und nochmal! Deine Möglichkeiten hast Du zu entdecken, ansonsten Deine Schuld. Schaff Dir mehr Ermöglichkeiten, mach mal mehr Networking und work Dich dann so richtig aus! Mach Dich mal lebensfertig und nicht für's Bett, Schlaf könne übrigens laut letztgelesener Erkenntnisse für das Leben nicht mehr überschätzt werden!

das leben schaut zum fertighaus mit fertig geglaubter gartenlaube raus und will endlich fertiggelebt worden sein gern auch von jemandem mit leicht halbfertigen möbeln aus schweden oder vielleicht auch doch noch nicht heute gibt es wieder kurzfristig den tollen schnellen fertigschüttelkuchen unverzügliche lösungen von uns für sie für ihr von uns handgefertigtes problem versandfertig ab sofort solange der vorrat gereicht hat lieber gestern als hier und heute und jetzt ganz einfach neu bei maggifix mit fertigsoße was tolles zaubern tun sie uns und sich was gutes wir empfehlen ihnen enge preisverbindung all inklusive komplett mit drum und dran fix und fertig das leben mit gebrauchsanweisung ganz einfach zu bedienen überzeugen sie sich selbst wir machen das für sie garantiert.

Martin Scharpf

Rot Rot Kante

Die Blöcke stehen um mich herum. Ich kann sie anfassen und hochheben. Erst erscheinen sie griffig. Mit nachlassender Kraft jedoch entgleiten sie. Die Blöcke sind auch in mir. Hier sind sie leichter und haltloser. Heute ist der Zement aus. Die Steine müssen wohl auch so halten: Ich bin der Schreiber. Ich bin ein Zug von Deva nach Cluj, der im Morgengrauen durch Transilvanien schwebt. Man könnte mich wiegen, ich wäre bestimmt schwerer, als ich fühle. Stoppen kann man mich, ich kann es sogar selbst. Ich bin nicht der Orient-Express. Ich bin von der Strecke abgekommen, also vergeist. Ein Blick aus dem Fenster macht mir klar: Ich bin ein *copii din florile* – ein Kind der Blumen. Ich nähere mich der Mitte des Februars und wenn ich nicht überall Blumen sehe, dann sieht sie niemand. Ich bin naiv und dumm. Ich bin eine Pizza und ich bin der Ketchup darauf. Fleisch wäre so medium, eine Pizza auch. Alle essen mich so am liebsten. Von allen anderen weiß ich nichts – wie sollte ich auch die sehen, die das essen, was ich nicht bin. Aber halten wir uns damit nicht auf! Ich bin ein Dacia Logan und ich kann jetzt auch schweben. Stur bedeckt das Eis die Löcher und wäre ich der Präsident, ich wäre glücklich darüber, vor allem wenn ich mich fahren würde. Ich muss nur das Radio einschalten, um die Musik zu sein. Die kleine Sängerin spielt: „I'm a Gipsy.“ Der Fußraum des Autos wird zur Tanzfläche, auf der ich feststehe und nicht schwebe. Ich bin nicht Südamerika. Aber ob ihr's glaubt oder nicht, ich bin das Lachen der Kinder. Natürlich lache ich weiter, wenn die Schule aus ist. Ich bin zurückgeblieben heißt wohl, ich komme nicht mehr mit. Ich bin der Haltlose und die Haltlose. Ich bin die Abrissbirne, die haltlose. Ich bin der Zweifel und die Zeitlupe. Die Eisenbirne wird langsamer und langsamer. Dann schlägt sie hart zu. Der Präsident fährt den Zug von Deva nach Cluj. Die Pizza schmeckt ihm gut und auch der Ketchup passt hervorragend zu den Kopfhörern seiner Tochter. Auf einem Block steht: Nu gata. Ich bin der Schreiber.

Muhammet C.

Man sieht es nicht

Ich erzähle von einem Mädchen, sie hieß Madlen, sie wollte stets den glücklichen Weg gehen. Ihr Vater machte sie fertig, schlug sie grün und blau. Schrie: Zieh dich aus! Nahm sie her bis er fertig war, was mit ihr war, war ihm egal. Sie war fertig mit der Welt, wusste nicht was grad geschah und zack traf sie ein Schlag, ehe sie sich versah. Sie tauchte ihren Kopf immer und immer wieder ins Wasser, sie wollte es beenden, doch konnte sich nicht überwinden. Ihr Vater machte Bilder von ihr, obszön und voll Gier. Die Bilder konnte jeder im Internet sehen, und schon war es um ihren Ruf als liebes, braves Mädchen geschehen. Unter den Bildern standen Texte wie ruf mich an, bin 'ne Schlampe. Keiner wollte sie in seiner Nähe haben, alle dachten sie wäre dreckig und verdorben. Die Leute schlossen sie aus, sie war nicht gern gesehen in ihrem Haus. Niemand erkannte den Ernst der Lage, denn keiner konnte die Wahrheit sehen. Sie rechnete mit sich ab, denn ihre Nerven machten schlapp. Die Leute hielten sich die Hand vor den Mund und sagten: Oh mein Gott wie konnte das geschehen, weil niemand wollte die Wahrheit sehen. Den Vater ließ es kalt, nicht mal nach ihrem Tod machte er mit der Scheiße halt. Er tat so als hätte er nichts getan und war immer für sie da. Am Abend nach getaner Arbeit ging er zu ihrem Grab. Sah aus als würde er trauern, nichts verriet ihn, rote Rose in der Hand, schwarzen Anzug an, doch in seinem Kopf schlimme Gedanken. Seinem schmerzverzerrtem Gesicht konnte niemand entnehmen, dass er die obszönen Bilder von ihr wollt vor seinen Augen sehen. Die Menschen schenkten ihm ihr Mitleid, obwohl er sie peinigte eiskalt. Manche flüsterten wie konnte sie ihm das antun, nicht anders verdient hat sie's die dumme Kuh. Er steht wieder einmal an ihrem Grab, da fliegt wie aus dem nichts ein Tropfen auf seine Wange, es war ihre Träne aus dem Paradies.

Julia Hahnel

Weißt du noch?

Die Sonne erklimmt den Himmel zu schnell. Sie beißt in ihren Nacken, brennt auf ihren Unterarmen. Ihr Kleid klebt an Schenkeln und Rücken. Einen Moment lang muss sie sich auf ihren Stock stützen, Luft holen. Sie glättet den Stoff, rückt ihr Haar zurecht. Das Nest sitzt nicht so, wie es sollte. Ein paar grauweiße Strähnen verdecken ihr die Sicht, hängen wie Spinnweben an ihr herunter.

„Ich bin alt geworden“, murmelt sie keuchend und fährt sich mit der Hand ans Herz. Es schlägt. Immerhin schlägt es noch. „Verzeih mir, Hanne. Verzeih mir, dass wir so langsam sind“, flüstert Elsa.

Hanne erwidert nichts, lächelt nur. Ein schönes Lächeln. Ein Lächeln, das den Blick auf strahlend weiße Zähne freigibt. Weiße Zinnsoldaten in Reih und Glied.

Was für schöne Zähne, denkt Elsa wehmütig und fährt sich mit der Zunge über die eigenen, die wenigen, die noch da sind. Sie hatte nie so tolle Zähne gehabt. Auch früher nicht.

„Weißt du noch, damals?“, beginnt Elsa, „Als wir so viele Blaubeeren gegessen haben, dass unsere Zähne schwarz waren? Weißt du noch?“

Hanne schmunzelt. Ihre Wangen sind gerötet, zeichnen sich auf der hellen Haut ab. Das lange Haar tanzt in vielen frechen Locken auf ihren Schultern, umspielt ihre Ohren, ihr Kinn, ihren Hals.

„Was für schönes Haar“, murmelt Elsa sehnsuchtsvoll und denkt an das graue Vogelnest auf ihrem eigenen, alten Kopf, das längst alle Form verloren hat, vielleicht nie eine hatte. Sie braucht keinen Spiegel, um zu wissen, wie es aussieht. Grau, matt und müde.

„Weißt du noch, damals? Als du mit der Schere meinen Zopf abgeschnitten hast, weil sich der Kamm darin verfangen hat? Weißt du das noch?“

Sie schmunzeln nun beide. Für einen Moment lang ist der Schmerz vergessen, die Sonne erträglich, der Herzschlag normal.

„Wir müssen weiter“, murmelte Elsa, richtet sich soldatisch auf und krallt die knochige Hand um den Stock. Ein schwacher Griff, aber entschlossen. „Wir haben noch ein Stück vor uns und ich bin so langsam zu Fuß.“ Ihr müder Körper gehorcht ihr, gehorcht ihren Füßen, setzt sich in Bewegung. Es kann nicht mehr weit sein. Sie riecht es förmlich. Ein fremder Geruch. Nicht abstoßend, aber beängstigend.

Das Fremde ist ja immer beängstigend, denkt Elsa und sehnt sich auf einmal nach ihren Bergen, hohen Bergen. Sie sieht sich suchend um, obwohl sie weiß, dass es hier keine Berge gibt. Alles ist flach und eben, nichts als Grashügel. Der Schmerz schießt ihr in den Rücken. Für einen Moment lang verkrampft sich ihr Körper. Sie hält inne, stützt sich auf ihren Stock und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dunkle Flecken haben sich auf ihrem Kleid gebildet. Sie atmet schwer.

„Ach, Hanne! Ich bin kein junges Mädchen mehr.“

Hanne schweigt und lächelt. Das zarte Rosa ihrer Wangen gibt Elsa Kraft und Zuversicht. Sie wird nicht aufgeben, wird ihr Versprechen halten. Versprechen sind für die Ewigkeit.

Der Boden unter ihren Füßen wird weicher, gibt nach. Elsas Füße beginnen einzusinken und sie kann nichts tun, muss es geschehen lassen. Panik überwältigt sie, beschleunigt ihren Atem, lässt sie keuchen. Die Schritte werden schmerzvoll und stechen in den Waden. Eine einsame Schweißperle thront auf ihrer Nasenspitze.

„Ich bin alt geworden“, sagt Elsa, doch es ist nur das heisere Krächzen eines alten Weibs. Sie versucht den Schmerz zu ignorieren, doch ihr Rücken brennt wie Feuer, lässt sie aufstöhnen.

Elsa sieht zu ihren Füßen und mustert den Sand, der sie umschließt. Wie Schlamm, nur feiner. In ihrer Heimat gab es keinen Sand, auf dem man gehen konnte. Nur auf Spielplätzen. In ihrer Heimat gab es hohe Berge mit mächtigen Gipfelkreuzen und riesigen Tannen.

Sie setzt einen Fuß vor den anderen. Der Boden ist zu weich. Auf einmal kann sie es nicht nur riechen, sondern auch hören. Ein rhythmisches Rauschen, ein sanftes Zischen. Ihr Körper verkrampft sich in der Konzentration des Lauschens. Das Rauschen nähert sich ihren Ohren, nimmt sie völlig ein. Elsa versucht etwas zu erkennen, doch ihre Augen sind zu müde, zu alt.

Ein salziger Duft tanzt ihr um die Nase. Ihr Herzschlag beschleunigt, wird zu einem wilden Pochen in ihrer Brust. Elsa spürt die Aufregung, die sie ergreift. Sie beschleunigt ihren Schritt. „Wir sind gleich da, Hanne.“ Sie verdrängte den Schmerz in ihrem gekrümmten Rücken, das Stechen der glühenden Sonne. Verbannt sind die Qualen der letzten Stunden.

„Weißt du noch, damals?“, hechelt Elsa und stößt ihren Stock in den Sand. „Als wir die Liste geschrieben haben. Die Liste mit den drei

Dingen, die wir in unserem Leben machen wollten? Weißt du das noch?“

Das Rauschen wird lauter. Irgendwo das Kreischen der Möwen. Elsas Schritte werden entschlossener. Jetzt nicht umfallen, denkt sie. Nicht kurz vor dem Ziel. Ich habe ein Versprechen gegeben, muss es halten.

Dann sieht sie es vor sich. Das Bild ist unscharf, wird aber mit jedem Schritt präziser. Dann ist alles blau. Sie starrt hypnotisch auf das Schauspiel. Weil ihr schwindlig wird, klammert sie sich an ihren Stock, stützt sich ab. Sie beobachtet das raue Spiel der Wellen. Die weißen Pferde, die sie mit sich bringen, die zu Schaum werden.

Sie greift in die Seitentasche ihres Kleides und zieht das Bild heraus. Die Ecken sind ein wenig eingedrückt. Zärtlich streicht sie mit der Hand über die verblichene Oberfläche, über Hannes lächelndes Gesicht, die schönen geraden Zähne, das glänzende Haar, die reizenden Bäckchen. Sie drückt es einen Moment an sich und verharrt in der Bewegung. Dann presst sie ihre Lippen sachte gegen das Bild. Eine einsame Träne kullert über die tiefen Furchen ihrer runzeligen Haut. Tief genug, um die Geschichte eines Lebens zu erzählen. Sie bückt sich zaghaft nach vorne und versucht, das Gleichgewicht zu halten. Die schaumige Gischt mit ihren weißen Pferden umspielt ihre Schuhe. Sie spürt kaltes Wasser zwischen den Zehen. Sie bückt sich so gut es geht, ignoriert das schmerzhafteste Stechen im Rücken. Ihre Knie sind starr und eingerostet. Es kostet Kraft, doch es gelingt ihr. Sie übergibt das Foto mit dem lachenden Mädchen den Wellen. Auf dass sie es davon tragen in die See der Unendlichkeit.

„Jetzt, Hanne. Jetzt bist du am Meer.“

Halil

Erhebt euch vor dem Richter

Wir stehen auf, ich verschränke meine Hände hinter meinem Rücken und der Penner liest meine Anklage vor wie ein schmutziger schlechter Dichter.

Eine kurze Ruhe herrscht im Saal,
Schweißperlen bilden sich auf meiner Stirn,
nun fängt es an, die endlose Qual.
Meinen Blick richte ich zu meiner Familie,
ich sehe, wie fertig sie sind,
denn ihr Sohn und Bruder sitzt auf der Anklagebank wie ein kleines hilfloses Kind.

Es ist ein mieses Gefühl, wenn man sich machtlos fühlt, wenn eine teuflische Kraft in deinen Gedanken wühlt.

In jener Sekunde verspüre ich nur Hass,
Hass den kein Menschenverstand beschreiben kann.
Herzlich Willkommen, nur herein in den Teufelsbann.
Die Staatsanwaltschaft verlangt eine hohe Strafe ohne Gnade,
ich schau ihm tief in die Augen und denk mir:
du kleine gefühllose elendige Made,
du Ratte willst mich doch nur fertig machen,
doch damit wirst du weiter das Höllenfeuer in mir entfachen.
Mann ich glaube eher an die Unschuld einer Nutte,
als an die Gerechtigkeit der Bayrischen Justiz.
Ich halt den Druck nicht mehr aus, ich stehe auf und geh auf das Fenster zu.

Nanu, sagt der Richter. Er fragt mich was ich machen will.
In Gedanken sag ich zu ihm ICH WILL DICH KILLN.
Ich mach das Fenster auf, damit Gerechtigkeit reinweht.
Plötzlich spür ich eine leichte Brise, die weht an mir vorbei.
Ein Blitzgedanke trifft mich, meine Seele fühlt sich frei.
Ich denk an das Gemälde von Munch namens „Schrei“.
Ich sehe mich auf einmal darin.

Das Urteil lautet 2 ½ Jahre ohne Bewährung.
Ich fass mir mit beiden Händen ins Gesicht und staune mit offenem
Mund, wie das Gemälde Schrei.
Doch ich schreie nicht, NEIN.
Meinen Schrei habe ich beerdigt.
Das Gute ist aus, vorbei und fertig.

M.

Fertig

F

Früher war es für die Menschen fast eine Sensation, wenn sie ein Haus, ein Schiff oder sonstige Wunder der Baukunst fertig hatten.

Heute ist es bereits möglich ein Haus an einem Tag fertig zu stellen, früher benötigte eine Familie dafür mehrere Wochen wenn nicht Monate, alles entstand in mühsamer Handarbeit im Gegensatz zu heute wo oft nur ein Anruf genügt und einen Tag später ist das Haus fertig und beziehbar.

Genau so ist es mit Schiffen. Zum Großteil werden sie in einer Fabrik von Menschen gefertigt und müssen dann nur noch zusammen gesetzt werden. Früher musste jedes einzelne Brett und jeder Nagel von Hand gefertigt werden, bevor der Zusammenbau beginnen konnte.

E

Eiskalt ist es sehr leicht über andere zu urteilen, wenn mich die Leute in meinem Heimatort anschauen, sagen sie, dass ich fertig bin mit der Welt, aber das liegt wahrscheinlich daran, dass jeder meine Zeiten als „Drogensüchtiger“ mitbekommen hat, aber sie wissen nicht, wie ich fühle und was ich denke, deshalb finde ich die Leute, die über mich urteilen, selber fertig und überhöre einfach ihr fertiges Bild von mir.

R

Rechtfertigen sollte ich mich nicht oder besser: Niemand sollte sich für seine Tat rechtfertigen, denn es gibt einen guten Grund für das, was passiert ist. Allerdings gibt es auch Straftaten die einfach abnormal sind und mit nichts auf der Welt zu entschuldigen sind, wie zum Beispiel eine Körperverletzung wenn mehrere einen unschuldigen, wehrlosen Menschen schlagen, der einem noch wehrloseren Menschen helfen möchte. Dieser Mensch ist danach so psychisch fertig, dass er sich das nächste Mal in so einer Situation zweimal überlegt, ob er eingreift. Das selbe Prinzip gilt bei einer Vergewaltigung. Eine Frau ist nach so einem traumatischen Erlebnis gezeichnet für ihr Leben, weil sie es einfach sehr schwer hat mit diesem schrecklichen Erlebnis fertig zu werden.

T

Traurig denke ich über mein Leben nach und muss feststellen, dass es ziemlich fertig ist. Hier an diesem Ort lernt man zu schätzen, was einem richtig wichtig ist. Ich persönlich hab schon viele Personen verloren die mir sehr wichtig waren, ob Familie oder Freunde bis hin zu meinem Baby, wichtige Menschen für die ich alles tun würde, leider ist es jetzt zu spät, um Tränen darüber zu vergießen. Ich kann nur hoffen, dass sich eines Tages alles zum Guten wendet, und dass hier alles zu Ende ist.

I

Irgendwann kommt auch für mich die Zeit, in der ich alles fertigstelle und erreiche, was ich mir vornehme. Irgendwann möchte ich ein eigenes Haus bauen mit Garten, in dem ich meine Kinder spielen sehe. Ich weiß, bis dahin wird noch viel Wasser die Flüsse runterlaufen. Bis es soweit ist, kümmere ich mich um das Jetzt und mach erstmal meine Ausbildung fertig. Im Anschluss muss ich nach meiner Entlassung erstmal mein eigenes Leben auf die Reihe bekommen und aufpassen, dass ich nicht wieder auf den falschen Weg komme, das Leben voll Drogen, Lügen, Intrigen und den falschen Freunden hinter mir lasse und geradewegs ins Glück laufe.

G

Grauenhaft ist es mit anzusehen, wie total fertige Leute die Straßen in Städten verunstalten, wenn Obdachlose auf einer Straße schlafen, oder sich ein Junkie einen Druck auf einem Spielplatz gibt. Kleine Kinder spielen zwischen Spritzen und Flaschen. Bekommen alles mit und irgendwann fangen sie selbst an. Es gibt viele Wege ins Verderben, aber alle schauen zu und keiner macht was. Wenn ihr mich fragt, wenn das so weiter geht, ist Deutschland bald selbst fertig. Aber was weiß ich schon, ich bin kein Politiker, nur ein kleiner Strafgefangener.

Ralf

„Fertig?“ Du, ich oder wir alle?

Was bedeutet *fertig*? Für mich oder für alle? *Fertig* ist für mich vielseitig – man kann es sehr oft verwenden! Ich kann sagen ich war *fertig*, als ich verhaftet wurde. Ich wurde von heute auf morgen aus meiner Familie gerissen. Meine Frau war *fertig* oder besser gesagt geschockt von der Tatsache – ich bin weg. Wie soll ich es sagen – das Ganze hat mich *fertig* gemacht. Alleine der Entzug von Drogen – er hat mich kaputt gemacht. Das Wort „*fertig*“ ist wieder gekommen wo ich die Nachricht bekam „Papa tot“ – da hat es mich *fertig* gemacht – ich war am Boden. Aber nun kann ich sagen, jetzt bin ich *fertig* damit. Ich habe den Schmerz überwunden. Also kann man „*fertig*“ in guten wie auch in schlechten Situationen sehen. „*Fertig*“ – was bedeutet es für euch? *Fertig* mit Arbeit oder *fertig* mit Familienplanung? Was denkt ihr über euch, beziehungsweise über das Wort „*fertig*“ – was spielt „*fertig*“ in eurem Leben für eine Rolle?

Sen und A. R.

Klinisch tot

Wenn du fertig bist, sag mir Bescheid, es ist nicht schlimm, klinisch tot zu sein. Mein Freund die Welt ist grauer als du denkst, verläufst dich in Casinos und verspielst dein letztes Hemd.

Kumpel erinnere dich an damals, du warst Klassenbester und freust dich immer auf Sylvester. Heute sitzt du ver mummt auf der letzten Bank, mit'm Finger am Eisen. Ziehst das weiße Zeug und musst von deinen Eltern klauen, um es dir zu leisten

*Man kann fertig sein mit einem Test
oder fertig von der Pest
fertig mit der Ausbildung
oder fertig zur Aussiedlung*

Das ist so traurig mein Freund, ich find niemals so viel Worte, zu fragen – zu klagen, kannst du diese Trauer noch länger in dir tragen.

Jetzt bist du fertig Muchacho, zieh mich schwarz an und verpass dir die letzte Ölung. Finde deinen Frieden und spritz dich fit für die letzte Begegnung.

Wir gehen den Bach runter und du verlierst den Rest an Seele und Herz und schlummerst im Dornröschen-Schlaf und wirst nicht wach, als ob du schon seit Ewigkeiten Ferien machst.

Man du hast alles verloren und kannst an gar nichts mehr glauben und denkst ich bin nur ein Kind mit einem Ameisenhaufen.

Ich weiß, du hältst dich da raus, aber ich habe mich gerade gefragt – was hältst du eigentlich vom gottverdammten Krieg im Irak oder dem Rest der Welt – wer weiß was gerade explodiert. Mann, wenn du wüsstest, was in deinem Namen alles passiert.

*fertig kann man vielseitig verstehen
fertig zum Kommen fertig zum Gehen*

Komm bitte sprich doch nochmal mit mir, es ist jetzt viertel nach 6, eine Liebe mein Freund homy Ende Respekt.

Anonym

Der Power Booster (Die unendliche Glückseligkeit)

Es war mal ein Junge, geboren in einer Kleinstadt irgendwo in Deutschland. Dieser Junge hatte eine glückliche Kindheit. Ich will Ihnen keine Geschichte über einen Jungen erzählen der Opfer irgendwelcher Gewalttaten wurde oder von irgendwelchen nahen Bekannten sexuell missbraucht wurde. Nein! Dieser Junge hatte eine glückliche Kindheit. Aber am Ende dieser Geschichte werden Sie merken, dass dieser Junge trotzdem unzufrieden ist. Deswegen macht er sich auf die Suche nach dem Power Booster. Der Power Booster ist das endlose Glück, die unendliche Glückseligkeit. Aaalsoo – dieser Junge war gut in der Schule. Hatte danach auch sein Studium beendet. Er hatte gute Freunde und einen guten Draht zu seiner Familie. Es ist schwer sich vorzustellen, dass ein Junge bei dem alles so gut läuft, innerlich unzufrieden ist. Doch es ist so – und die Frage, warum das so ist, stört ihn selbst am meisten. Er fragt sich immer: Was soll ich als nächstes machen, wann bin ich endlos glücklich? Irgendwann ist er 45 Jahre alt und hat eigentlich alles erreicht, was er braucht und alles erlebt was er wollte. Doch diese innere Unzufriedenheit, die er sein ganzes Leben mit sich geführt hat, die ist er nicht losgeworden. Er hat gemerkt, dass es diesen Power Booster nicht gibt – diese unendliche Glückseligkeit. Als ihm das klar wird, zieht er einen Schlusstrich und will sich aufhängen. Er hat sich auf einen Stuhl gestellt, den Strick um den Hals gelegt und ist fast gesprungen. Doch die Erinnerungen an seine Frau und seine Kinder haben ihn im letzten Moment aufgehalten. Da hat er gemerkt, wie glücklich er sich eigentlich schätzen kann. Diese Erkenntnis hat ihm die Augen geöffnet und ihm gezeigt, dass er das Glück, das er immer suchte, immer bei sich hatte – durch seine Frau, durch seine Familie, durch seine Freunde und durch seine Lebenserfahrungen. Die Suche nach dem Power Booster ist hiermit fertig!

2011

Heimat

Marco Hillemeier

Keine Heimat mein Planet

Ich krallte meine Finger zusammen und meine Faust schützte mein letztes Stück Hoffnung. Sie war Papier aus reiner Baumwolle. Wenn man mitten in der Morgendämmerung über steinige Pisten stolpert, nicht fällt, aber auch nicht weiß, wie es weitergehen soll, dann steht man hier – auf meinem Platz. Vielleicht hat jeder Mensch ein Schicksal oder eine gottgegebene Aufgabe, zu der man berufen wurde, ohne es jemals zu wollen. Während das kalte Wasser sanft auf die Küste knallte, zitterte mein Körper vor dem Gedanken an das dunkle Nichts, das sich vor meinen Augen erhob und wieder verschwand. „Ein Blick zum Himmel verrät dir immer wie es weitergeht“, sagte mein Vater damals zu mir. „Nur ein Blick und er gibt dir Hoffnung.“ Unser Himmel ist pechschwarz und die Sterne sind wie Tränen in meinem Gesicht. Vielleicht sind es auch nur die Tropfen der Gischt rollender Wellen, dachte ich mir und schaute noch einmal instinktiv zur Böschung zurück. Hinter mir lag nichts, keine Brücken, die sich verbrennen lassen und nichts, was für das Feuer geschaffen wurde. Und dennoch herrschte eine innerlich aufsteigende Furcht in mir, vor dem was kommen möge und an den Gedanken was einmal gewesen ist. Doch ich war nicht alleine mit meinem Herz in der Hand. Insgesamt zwölf Menschen schoben sich unsicher und immer die Balance haltend über den steinigen Küstenabschnitt. Dabei fiel mir ein kleiner Junge mit seinem Vater auf. Nur mit einer Plastiktüte unter dem Arm stolperten die beiden über Felsbrocken, die wie Spitzen aus dem seichten Wasser ragten. Die ausgetretenen Sandalen des Jungen wurden aus Autoreifen und Leder selbstständig gefertigt. Seine blaue Hose hatte mehr Löcher als Taschen, und die Ärmel seiner grünen Weste hingen weit über seine dünnen Ärmchen. Er erinnerte mich an meinen Bruder. Tot. Wie einen leblosen Körper zog der Vater den entkräfteten Jungen hinter sich her. Dabei schlugen seine Schienbeine abwechselnd auf Steine, mal große und mal kleine. Eine blutige Melodie spült das Meer von einem Felsen in der Ferne. Nur ein aufsteigendes Stimmengewirr durchbrach die Stille und das schwere Atmen um mich herum. Vor einem kleinen Boot standen mehrere Männer mit Maschinengewehren bewaffnet und forderten uns auf, stehen zu bleiben. Ich verlangsamte meine Schritte,

und wir blieben etwa 15 Meter vor ihnen stehen, im Schutz der Masse. So dicht aneinander gedrängt spürte ich den warmen Atem eines Mannes hinter mir. Ich sah in der Dunkelheit die Erschöpfung einer Frau, die schon den ganzen Weg neben mir gelaufen sein musste. Und ich spürte die kleine verschmutzte Hand des kleinen Jungens, die sich an meinem Hemdzipfel verbiss. Dann erkannte ich einen der Männer, der mit ruhiger aber bestimmender Stimme uns aufforderte eine Reihe zu bilden. Es war derselbe Mann, den ich vor vier Wochen getroffen habe. Ein Strohhalm. Ein entfernter Bekannter gab mir den Tipp und ich hatte mir Hoffnung angespart. Ort, Zeit und eine Anzahlung tauschten ihren Besitzer. Das war alles. Und jetzt stand er im Schutz von Waffen vor dem Boot, das uns alle von hier wegbringen sollte. Vorausgesetzt man bezahlte den noch ausstehenden Betrag der Freiheit. Ich kramte nun in meinen löchrigen Taschen nach den letzten verbliebenen Scheinen. Eine zeitlang hütete ich diesen Schatz in meiner kleinen Box aus Metall, unter meinem Bett – eine Kombination aus Decken und altem Papier. Alles verloren, denn der Mob er läuft nicht, der Mob er rennt. Das Sparen dauerte eine Weile, denn ohne Essen und Trinken geht es nicht. In vier verschiedenen Jobs wurde es verdient: Früh in der Bäckerei, nachmittags als Hausmeister, abends in einem Cafe und jedes zweite Wochenende kümmerte ich mich um Gärten und Anwesen in einer wohlhabenden Siedlung am Stadtrand. Weit weg von mir. Genau an diese Gärten musste ich denken, während meine Fingerkuppen die Scheine streichelten. An meinen Händen klebt kein Blut, an denen, die es entgegennehmen schon. Der mit dem Maschinengewehr nahm sie entgegen. Mit einem prüfenden Blick musterte er das verknitterte Etwas, dann rümpfte er die Nase und gab mir mit einem Kopfnicken zu erkennen, dass ich auf das Boot dürfe. Ich schloss die Augen und ging los ...

Von weitem lassen sich jetzt nur noch die Silhouetten derer erkennen, die in einen Geländewagen steigen und in Richtung Sonnenaufgang rasen. Wir dagegen bewegen uns in Richtung Schicksal. Was uns vorantreibt, ist die Hoffnung. Was uns zusammenhält, ist die Angst. Und das, was uns verbindet, ist die Suche nach einer Heimat. Eine zuvor fremde Mutter, die uns in die Arme nimmt, unsere zerbrechlichen Köpfe an ihre wohlgeformten Brüste drückt und uns Worte der Freiheit ins Ohr haucht. Erst dann versuche ich zu glauben, dass es Mutter Erde vielleicht doch gut mit mir meint.

Florian Lehmann

Der Hof

Leise blinze ich mit den Augen, beschau ihn. Es ändert sich, denke ich, wenig mit den Jahren, jedoch: Ich bin ein ganz anderer nun. Groß geworden, erfolgreich auch.

Was heißt groß denn schon, außer obenauf zu sein?

Als vor drei Jahren alles deftig umeinander flog, ein schöner Krach war das! Da habe ich gelacht. Da habe ich im Sturm gestanden, im Auge, und gerufen: seid nicht so dumm! Es wird ein paar erwischen, und? Das passiert in den besten Familien. Krisen kommen, gehen. Woran erkennt man sonst überhaupt, dass man lebt, wenn es nicht auch mal knallt? Ein reinigendes Gewitter. Alles nicht so heiß gegessen wie gekocht. Kommt Rat, kommt Zeit. Sätze wie diese haben wir parat, wenn ein paar Banken das Geld in heiße Luft auflösen. Mir ist es aber nicht übel bekommen, im Gegenteil. Habe dort und da eingekauft, was am Boden zu liegen schien und nun, da es wieder aufwärts geht, ist es ein hübsches Sümmchen geworden.

Dagegen ein Monolith: er. Wie er hier liegt. Als ob nicht erinnernswertes geschehen wäre. Ich finde keine Rettung für ihn und mich.

Ich sehe Oliver auf dem Fahrrad, damals, er trägt eine Jacke, die ist hellblau. Er fährt jetzt freihändig, das hat er gelernt, täglich geübt. Im Viertel reden sie über ihn, da kommt der Olli, was für ein schönes Rad. Er hat es in einem glänzenden Rot lackiert, es schimmert in der Sonne. Die Mädchen kichern. Mario, Olivers kleiner Bruder, hängt ihm immer am Rockzipfel. Die Eltern sagen, du musst dich um deinen Bruder kümmern, nimm ihn mit zum Spielen. Dann gibt es Streit, Quengelei, ich will ihn nicht mitnehmen, wieso hat er keine eigenen Freunde?

Ich habe keine Kinder, hat sich nicht ergeben. Lebensentwürfe, Lebensrealitäten, da waren sie nicht angelegt. Aber ich würde ihr Zusammensein nicht erzwingen. Sechs Jahre Unterschied ist auch eine Menge, oder?

Oliver ist zwölf, Mario sechs. Alexander? Acht, ja, und ich: zehn. Wenn wir nicht mit den Fahrrädern durch das Viertel fahren, sind wir hier. Im Hof. Ein Platz aus Beton, hinter dem Haus, umgeben von Mauern,

höher als nötig, aus Kriegsschutt gebaut. Wenn man tief genug gräbt, auf der kleinen Wiese am Ende des Hofes, findet man ihn auch: Kriegsschutt als Fundament.

Der neue Junge ist ganz still.

Anfangs sitzt er auf der Treppe und spricht nicht, liest ein Buch, was liest er da nur?

Die Eltern sind freundlich, in der Hausgemeinschaft ist man froh, dass eine Familie mit Kind eingezogen ist. Nett sind die, ja! Der Vater ist Schaffner. Vielleicht könnt ihr ja mal mit dem Martin eine Freifahrt bekommen? Eine Freifahrt, das klingt schön.

Spielt ihr denn nicht mit ihm? Meine Mutter schaut mich streng an. Seid lieb zu ihm. Wenn du neu wärst, würdest du nicht auch wollen, dass die anderen Kinder mit dir spielen? Ja, Mama, schon.

Hast du kein Fahrrad? Oliver richtet sich vor ihm auf, er ist der größte. Wir stehen abseits, gespannt, schauen zu Martin auf der Treppe.

Doch, sagt er, im Keller.

Wir fahren zum Bäcker, Süßes holen.

Alexander, der oft Kopfschmerzen hat, fügt hinzu: Kommst du mit?

Okay. Der Neue steht auf. Ich bringe schnell mein Buch rein.

Was liest du denn? Ich beuge mich über das Buch.

Ach nichts. Detektivgeschichten.

Warte mal, sagt Oliver. So einfach geht das nicht.

Alexander und ich schauen uns an. Wie meint er das? Da ahne ich bereits, dass wir nicht zum Bäcker fahren werden, da schlägt mein Herz bereits kurz schneller. Tat es das denn nicht? Wenn ich nun hier stehe, im Hof, das Kellerfenster im Blick, da pocht es wieder in meiner Brust. Wie hätte es damals anders sein können?

Du musst, sagt Oliver, erst eine Prüfung bestehen.

Eine Mutprobe? Martin schaut zweifelnd und neugierig. Was hat er da wohl gedacht? War er enttäuscht, als er merkte, dass keine Bekanntschaft ohne Preis ist?

Keine Mutprobe. Oliver schüttelt den Kopf. Eine Prüfung. Wir sind ja vier hier und wenn jemand neues kommt und unser Freund sein will, muss er sie bestehen.

Alexander pflichtet bei: Das machen wir in der Schule auch so. Der Neue in meiner Klasse hat es auch gemacht.

Martin schaut zu mir, ich wende den Blick ab. Ja, murmele ich. Macht man so hier.

Was muss ich tun?

Siehst du das Kellerfenster mit dem Schacht? Das Gitter nehmen wir weg, dann steigst du rein, musst dort sitzen. Es sind ein paar Spinnen dort. Hast du Angst vor Spinnen?

Nein.

Dann legen wir das Gitter wieder drauf. Siehst du die Tonne dort?

Ja.

Die kommt drüber, damit du auch nicht flüchtest. Wenn du eine Stunde darin wartest und nicht deine Mutter rufst – wir werden nicht hier sein – darfst du mitkommen zum Bäcker.

Ich sehe ihn noch zögern, er wollte nein sagen, stockte, blinzelte häufiger mit den Augen.

Reicht nicht eine halbe Stunde?

Keine Verhandlungen, sagt Oliver, alle machen es so. (Es hat nie jemand tun müssen.)

Er steigt hinab. Ich gehe zum Schacht, sehe ihn dort kauern. Der Hof heute ist so grau wie damals.

Wir schieben das Gitter zurück.

Eine Frau beobachtet mich aus dem Fenster des Erdgeschosses. Kann ich Ihnen helfen?

Wir schieben die große Regentonne über das Gitter. Oliver nimmt den Gartenschlauch und lässt Wasser hineinlaufen. Sie ist sehr schwer nun.

Vielen Dank, ich werde das Haus vielleicht kaufen.

Wir gehen auf die Straße, toben durch das Viertel.

So? Dann könnse mal das Treppenhaus streichen lassen, sieht schäbbich aus.

Abends kommen wir wieder, da fährt der Notarzt gerade davon. Ohne Sirene.

Die Mutter gibt mir eine schmerzhaft Ohrfeige, sie weint ganz bitterlich und drückt mich fest, voller Liebe an sich. Der Vater schweigt.

Was habt ihr nur gemacht, sagt sie. Ich fühle mich unwohl, als ihre Tränen mein Hemd befeuchten.

Der Martin, sagt sie, der – aber sie spricht nicht weiter.

Heute leben hier andere Menschen. Keine Familien, soweit ich weiß.
Ich sehe ihn noch einmal dort im Schacht kauern. Er schaut mich mit
großen Augen an, nicht die anderen, nur mich. Der Hof liegt still.

Florian Auerochs
Einer wird kommen

Ich bin in den Keller gefallen und wenn mich nicht bald einer rettet, fall ich auch aus der Zeit. Auch das noch. Hier liegend mit mir, ein versehrter Verbund an Unverbundenem, in dieser Vorratsgrotte an Schwärze und Schweigen.

Wie lange lieg ich schon da, frage ich mich, ist das noch Denken oder schon Sprechen, was ich hier betreibe? Und oben, wo es warm ist und weh, vertreibt man mich dort auch recht oder hat man mich vertrieben? Bin ich verlautbart dort oder doch verschwiegen? Mit meinen Beinen hab ich mir auch die Zunge gebrochen, so scheint es, doch hier lässt es sich liegen und leben; eine Weile nur noch, denn einer wird kommen, der Herbstzeitlose, und mich retten. Er wird zu mir in den Keller steigen, in seinen Stiefeln sieben Stufen auf einmal nehmen, wird mich bergen unter dem Lid seines Augs, das den Herbst nicht kennt, an seinen Mund mich führen, der den Herbst nicht nennt. Von Licht und Luft will ich verworfen sein, doch noch nicht losgemacht von der Zeit, soweit kommts noch, zeitlos will ich nicht sein; beinahe verstummt: Komm, Herbstzeitloser. Nur einmal. Komm.

Still und verschlossen ruhen Haus und Hof meines Körpers und die Riegel rasten, nur nicht in meinem Mund. Die Zeit vergeht nicht, doch ich vergehe in ihr, gehe schon neben ihr, niedergelegt in ihrem kühlen Magen, der mich nicht verdauen will; der mich dauernd will.

Ich habe eine Halsuhr – tickender Strick – deren leuchtendes Zeitfenster das einzige ist, was mir hier unten blüht. Der Uhrzeiger vollzieht seinen Blutkreislauf. Ich werde eingekreist: ausgekreist. Doch hier unten, verkachelt in Finsternis und Ewigkeit, bestimme ich selbst Tag- und Nachtgleiche. Sie sind ein Gleiches. Abendrot und Morgenlicht – das gibt es nicht. Ich spare nicht mit der Zeit, auch wenn mich diese aufzusparen scheint, doch spare ich mir hier so einiges. Viele Finger lang gebrochen lieg ich da und spare an Körper, der ich einmal war. Ich spare mir die allmorgendlichen Neubeleibungen, abendlichen Entleibungen; und doch leibhaftig: Denn einer wird kommen, der Herbstzeitlose, und mich retten.

Der Keller, in dem ich liege, ist eine Architektur aus Schwärze, die immer so groß ist, wie ich mich gerade fühle. So ist sie an manchen

Tagen, die oftmals Nächte sind, wer weiß das schon, ganz in sich zusammengezogen, die Architektur, und will mir eine Gruft sein, um im nächsten Moment mit meinem Atem zu wachsen, sich auszubreiten, ein stattliches Gewölbe, in dem viel Raum ist mit Höhen und Tiefen, um sich die Beine zu brechen. Ich selbst bin immer gleich groß, weder schrumpfen, noch strecken sich meine Knochen; und obwohl ich mich als knöchern in Erinnerung habe, habe ich jeglichen Bezug zu meinen anatomischen Längen- und Breitengraden, die mir einst die Welt waren, verloren. Ich bin verdunkelt. Und ich habe verlernt, mich mit eigenen Händen zu messen. Ich wähne mich selbst schon als Teil einer Baugeschichte, an der ich keinen Anteil habe; wachse höchstens als zwei Tropfsteine mir selbst entgegen und nähere mich, Träne um Träne, mir selbst, um mir in einer Mitte, die im Dunkel nicht auszumachen sein wird, eine Säule zu sein, die dieses Gewölbe trägt. Ein Nagel für den Sarg, der sich still um mich zimmert. Je nachdem wie ich mich gerade fühle. Wer weiß das schon. Doch einer wird kommen, der Herbstzeitlose, und mich retten.

Meine Tränen hänge ich als Fledermäuse zum Trocknen auf, zwischen Einmachgläsern und an Räucherhaken. Herzblutkonserven. Im Abseits von Stimmen höre ich meine eigene nur umso lauter und lasse sie gegen die Wände schlagen. Oft wachen dabei meine Fledermäuse auf in ihren Trauerkleidchen und flattern verschreckt durchs Gewölbe, schlagen ihrerseits gegen die Wände, kleine Pfützen dann. Ich schlafe ein und es scheint mir, als segelten sie einen ganzen Traum lang um mich herum, so blass bin ich nach dem Erwachen, blutleer beinahe. Als tränken sie von mir, sobald ich die Augen schließe und meine Augen, ihre Tränke, geöffnet werden. Sie baumeln vom Wortstamm meines Redens, einer Trauerweide in einem Achteck aus Nacht.

Wie lange lieg ich schon da, frage ich mich, ist das noch Denken oder schon Sprechen, was ich hier betreibe?

Meine Wundkammer Mundhöhle ist sich ein eigenes Kellergeschoss. Mein Mund träumt uns rot. Ein, dann zwei rote Krater. Verschwiegen jedoch. Mit meinem verwanderten Sprechen denke ich uns an und aus; das Sprechen hat mich eingemauert: ausgemauert. Ich habe mich mir selbst versprochen, doch verspreche ich mich ständig, da ich dich und mich er- und verdichte – mit meinem ewigen Mund,

der weder von Worten,
noch von Lippen
verdunkelt und verschüttet ist –

Einer wird kommen.

Gerasimos Bekas

Heimat hurts

Wer wird denn da gleich zum Doktor gehen? Es tut ja nichts weh. Chronisches Leiden hin oder her, man merkt es ihm gar nicht so an, wenn man will. Ansteckend ist das auch nicht, so durch Tröpfchen von Mensch zu Mensch. Gut, es vererbt sich wohl, da kann man nichts machen. Im Sommer ist es kaum zu verstecken, im Winter fällt es weniger auf. Jammern ist peinlich, durchhalten geht nicht. Wie erklärt er sich dem Arzt?

Wenn er telefoniert, weil er eine Wohnung besichtigen will oder sich für einen Job bewerben, dann macht sich die Krankheit bemerkbar. Kaum sagt er seinen Namen, ist die Stelle besetzt und die Wohnung vermietet. Dann diese Anziehungskraft auf Polizeibeamte. Die finden ihn furchtbar interessant und kommen nicht an ihm vorbei, wenn sie ihm irgendwo begegnen. Fast schon ein Ritual.

Guten Abend. Verdachtsunabhängige Personenkontrolle. Die gleichen Uniformen mit den gleichen Fragen. Ausweis. Über den Namen stolpern. Christostomos Papavasileiou. Oha. Ein Beamter geht zum Wagen. Kurzer Funkkontakt. Währenddessen mustert ihn der andere mit analytischem Blick, wie die Kommissare im Fernsehen. Wo er herkomme, wo er hin wolle. Fragen, die sich verbieten. Fragen, die sich aufdrängen. Ruhig bleiben. „Irgendwas Verbotenes dabei?“ Rucksack aufmachen, reinleuchten lassen. Die kleinen Nebenfächer nicht vergessen.

„Soll ich auch die Hose runter lassen?“, fragt er nicht, er schaut nur etwas grimmig. „Mögen Sie uns nicht?“, fragt die Uniform. „Warum werde ich ständig kontrolliert? Warum werde ständig ich kontrolliert?“, fragt er zurück. „Wir tun nur unsere Arbeit.“ Uniformierter Chor. Funkkontakt beendet. Diese Erleichterung, wenn alles vorbei ist, obwohl es doch nichts zu verbergen gibt. Ist das Enttäuschung in den Gesichtern der Beamten? „Nichts für Ungut. Bei Leuten wie Ihnen findet man eben öfter was.“ Es gibt also noch mehr von seiner Sorte. Bis zum nächsten Mal.

Alte Omas sind da anders. Sie wechseln die Straßenseite schon von weitem, wenn sie ihn abends sehen. Dann weiß er, dass es wieder Zeit

zum Rasieren ist. Gute Rasur und Kurzhaarfrisur können das Leiden lindern.

Nicht alle sind so. Es gibt auch Helfer.

Das sind Mitmenschen ohne Uniform die sich verantwortlich dafür fühlen, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Schon in der Grundschule ging das mit ihnen los. Auf dem Pausenhof riet man ihm, wieder dahin zu gehen, wo er herkomme.

Seine Gemeinde hatte er bis dahin nicht verlassen. Außer mal mit Mama in Richtung Zoo.

Auch einige Lehrer am Gymnasium sahen sich in der Pflicht, ihm richtungweisend zur Seite zu stehen. „Nur weil das bei euch da unten so üblich ist, heißt das nicht, dass du einfach zu spät kommen darfst.“

Ab und zu wurde er gefragt, was man bei ihm zu Hause esse oder ob er Muslim sei. Und falls ihm etwas nicht passe, riet man ihm wieder dahin zu gehen, wo er hingehöre.

„Sie haben aber schöne Haare“, sagt die Dame neben ihm im Wartezimmer und reißt ihn aus seinen Gedanken, „Da möchte man ja neidisch werden, so dicht und dunkel. Araber?“

„Noch nicht“, antwortet er, der fragende Blick bleibt auf ihn gerichtet. „Sie haben auch Haare. Araber?“, fragt er. Die Dame wendet sich wieder ihrer Zeitschrift zu.

Wo gehört man hin? Sein Vater weiß das. In die Heimat, nach Griechenland gehört man. Nur ist er selbst seit 30 Jahren nicht mehr dort gewesen. Griechenland ist ihm sehr wichtig. In seiner Freizeit beschimpft er griechische Politiker. Also den Fernseher, in dem die Politiker zu sehen sind. Chrisostomos, der sich Chris nennt, versteht dann nichts. Seine Griechisch-Kenntnisse beschränken sich auf Vokabeln, die auf Servietten in griechischen Restaurants stehen. Vokabeln, die sein Vater eher selten benutzt.

Die Heimat seiner Mutter ist ihr Yogazimmer, eine kleine Abstellkammer mit einer bunt geblühten Isoliermatte auf dem Boden und tibetanischen Räucherstäbchen auf dem winzigen Fensterbrett. Wenn sie meditiert, ist mit ihr nichts anzufangen. Dann ist sie wohl da, wo sie hingehört. Sie wird nie gefragt, wo sie herkommt. Gewohnt hat sie schon in jedem Bundesland, ist als Kind mit ihren Eltern ständig umgezogen. Niemand fragt sie, wo sie herkommt. Was für eine Frage.

Wo kommst du her? Nein, nicht aus Deutschland, ich meine gebürtig?
Nein, ich sehe doch, du bist nicht von hier, wo kommst du her? Nein,
wo deine Heimat ist? Was für eine Frage.

„Papava...Pa-pa- was? Das ist ja kein Name, das ist ein Verbrechen.“ Die
Sprechstundenhilfe huscht wieder aus dem Wartezimmer. Er ist jetzt
dran.

„Herr Doktor, ich habe Migration. Gibt es da was Pflanzliches?“

Tobias Sedlmaier

Janusheimat

*Well, I've been afraid of changing
'Cause I've built my life around you*

Seine Finger hatten einen feuchten Abdruck hinterlassen auf ihrer Schulter. Die drückende Hitze vor dem Gewitter hatte ihn aus dem weißen Anzug in ein lächerlich grelles BILLABONG-Shirt gezwungen, das sie auf der Fahrt in einem Surfshop gekauft hatten.

Beide warteten – sie draußen mit der Hand vor dem Gesicht, er in der Kühle des Abteils hinter Dunkelglas – nicht unbedingt auf einen Abschied. Der hatte schon stattgefunden, irgendwann in erinnerungslosen Zeiten.

Alt war er geworden, weißhaarig, die Hose, die sie ihm selbst für den ehemals stolzen Körper maßgeschneidert hatte, wölbte sich über den Bauch, der Hut war eingedellt, die Hemden zerknittert, helles Brusthaar kräuselte sich zwischen den Knöpfen.

Die Frage, wann er wiederkomme, wagte sie nicht zu stellen.

Warum wollte sie das überhaupt?

Unzuverlässig war er, faul, unordentlich und noch dicker geworden im vergangenen Jahr. Und sie hegte den Verdacht, er habe wieder mit dem Trinken angefangen.

Geschirr ließ er stehen, nachdem er bis tief in die Nacht in das Flimmern deutscher Mittagssendungen gestiert hatte – Kakerlaken krabbeln hier nach nur wenigen Stunden über Tellerränder, da konnte noch so ordentlich geputzt werden!

Man konnte ihn kaum alleine auf die Straße lassen, er vergaß ja doch, sich zuerst (oder überhaupt) nach rechts umzusehen. Und das Kind: War er mit Janus unterwegs, konnte man damit rechnen, sie im Hungry Jack's an der Abfahrt nach Toormina aufzufinden, langsam und schweigend gelbe, triefende Burger essend. Etwas verschämt grinsend schlichen dann beide zurück zum Auto, der Vegetarierin bloß nicht in die Augen sehend ...

Unmittelbar nach dem ruckartigen Anfahren des Zuges grollte der erste Donner.

Schwere Stürme hatte es auch in jenem Sommer gegeben, als sie ihn kennenlernte und zugleich erfahren musste, dass er nicht bleiben konnte, dass er ständig fortziehen werde und seine Auslandsarbeit nur Ausrede oder Legitimation dieser Leidenschaft war.

Für sie, die in Wollongong aufgewachsen war, jahrelang in Coffs Harbour gearbeitet hatte und noch nie aus New South Wales herausgekommen war, blieb sein Drängen immer unverständlich.

Sie redeten niemals über das, was während seiner Abwesenheit geschah.

Trotz aller Eigenarten, dem Schmerz zum Trotz, hatten sie wieder zwei unvergessliche Jahre verbracht: Sie waren umgezogen, hatten Janus eingeschult und sogar angefangen, sich ein kleines Boot zu zimmern. Ob er es jemals fertig stellen würde, wusste sie nicht, und dieses Gefühl zusammen mit dem Bild des hölzernen Kaskos in der Garage erfüllte sie mit einer dumpfen Leere.

Als das Fenster vorbeigerollt war, hinter dem sie ihn vermutete, stachen die ersten Blitze zu. Sie wandte sich ab und stieg langsam die Treppe zum Parkplatz hinunter.

Hinter den grünen Hügeln verschwand der Zug, aber das konnte sie nicht mehr sehen.

*

Rollratterräder schleiften die roten Wagons in den kleinstädtischen Bahnhof und hielten unter einem entsetzlichen Kreischgeräusch. Die Durchsagen erfolgten scheppernd und unhörbar.

Die ersten Türen klappten auf, Koffer wurden herausgereicht.

Der Junge lehnte an der Absperrung und startete in den Gleisabgrund.

Wenn der Lärm verebbte, liefen dort manchmal Mäuse, groß wie Kinderhände.

Mit zusammengekniffenen Augen und Glück konnte man die Regungslosen sogar zwischen den Kohlestückchen erkennen.

Der Junge war es gewohnt, auf den Boden zu blicken.

Hektisch wuselnde Fußpaare zwischen plattgedrücktem Kaugummi und Stummeln weggeworfener Zigaretten. Er zählte sieben Abfalleimer auf dem Bahnsteig.

Auf die Ankunftsseite des Bahnsteigs hatte er sich nicht gewagt und drückte sich daher in eine der verglasten Wartekabinen. Die Mutter wartete im Wagen.

Wie lange der letzte Besuch des Mannes zurücklag, wusste der Junge nicht genau.

Ein bis zwei Jahre?

Ein deutscher Winter ohne Schlittenfahren oder Schneeengel war mindestens vergangen.

Dass sie ihn niemals vom Flughafen abholen dürften, hatte der Mann der Mutter eingeschärft, der Junge hatte es zufällig mit angehört.

Er sollte den Eindruck bekommen, der Mann wohne nicht weit entfernt und könne jederzeit einfach vorbeikommen. (Dass er in Wahrheit nirgendwo ein Zuhause benennen konnte, wäre dem Jungen ungeheuerlich erschienen.)

Auch bei seinen Gedanken wirkte der Mann verstreut und niemals in der Gegenwart verankert. Schief von oben blickte er den Jungen an, kratzte sich an der Hutkrempe und nickte langsam, wenn ihm dieser Fragen über sein Leben stellte. Meistens erzählte er dann wilde Geschichten von entlegenen Phantasieländern, von Sprungtieren mit Beuteln, Krokodilen, roten Sandwüsten, blau schimmernden Tälern und Inseln ... ohne durch diese Erlebnisse jemals etwas von sich preiszugeben.

Er sah nicht, dass der Junge an regnerischen Nachmittagen über Atlanten gebeugt saß, Bilder und Karten betrachtete, diese mit gespitztem Bleistift nachpauste und daher wohl wusste, dass der Mann von Australien sprach. Der Junge hatte zwar keine Vorstellung, keinen Begriff von Ferne, aber im Klang des Wortes hallte immer Vater nach. Er wusste, er könnte und sollte den Mann darauf ansprechen, aber er hatte Angst, ihn dadurch zu verlieren.

So schwiegen sie lieber gemeinsam.

Früher hatte der Mann selbst Geschichten geschrieben und viel für Schulen und Universitäten veröffentlicht. Dem Jungen zeigte er diese Bücher nie. Mehr noch: Geriet eine Frage in das Minenfeld der

literarischen Vergangenheit, wurden das Kratzen und das Nicken heftiger, die Nervosität deutlicher. Die Mutter saß stumm daneben.

Der Junge wusste so zwar nahezu nichts über den Mann, hatte jedoch das Gefühl, dass sie sich über eine sprachlose, im Schweigen geteilte Ebene dennoch verständigen konnten.

Sie vertrauten sich ohne Worte – vielleicht gerade wegen der Gewissheit um die unaussprechliche Zerbrechlichkeit ihrer Beziehung. Der nächste Besuch des Mannes war niemals gewiss.

Eines bereitete dem Jungen Sorge: Seit dem letzten Besuch trank der Mann.

Dabei hatte er sich bemüht, dass der Junge es nicht bemerkte, aber der roch es und hatte oft beim Aufheben der nachlässig hingeworfenen Jacke den harten Jägerflachmann im Innenfutter gespürt. Sollte er ihn ...? Fand er den Mut ...?

Der Andrang am Bahnsteig hatte sich etwas beruhigt, und nun stiegen diejenigen mit mehreren Gepäckstücken aus. Der Junge stand auf und bewegte sich instinktiv auf die richtige Türe zu.

Ein Fuß senkte sich auf den Bahnsteig, ein fülliger Körper schob sich hinterher, ein Schnaufen, ein Blick, ein Schritt und der Junge stürmte los.

Sein Ziel war das alte Baumhaus im „Planquadrat C“. Konstantin kramte in der Hosentasche seiner löchrigen und von alten Grasflecken gezeichneten Cordhose. Er konnte sich noch genau erinnern: Es war sein dreizehnter Geburtstag und die Hose das Geschenk seiner Oma Hannelore, die sich sicher gewesen war, ihm damit eine Freude bereiten zu können. „Für Geschenke muss man sich bedanken“, klang der mahnende Ton seiner Mutter in seinen Ohren nach. Er hatte die graue Cordhose gehasst. Sie wirkte so brav und ordentlich. Nachdem Hannelore im Jahr darauf verstorben war, zog Konstantin die Hose immer an, wenn er in den nahe gelegenen Wald ging. Großmutter liebte den Wald genauso wie er. Vielleicht war das der Grund: das Gefühl, etwas wiedergutmachen zu müssen, nachdem ihre Beziehung so oft von Auseinandersetzungen geprägt war. Als er in der rechten Hosentasche zwischen Taschenmesser und Nimm-Zwei-Bonbonpapieren den kleinen vergilbten Zettel gefunden hatte, spürte Konstantin eine wohlige Mischung aus Freude und Unsicherheit: Wie sah das Baumhaus mittlerweile aus? Wie lange war er überhaupt schon nicht mehr an diesem Ort gewesen? Ein Jahr? Fünf Jahre? Zehn Jahre? Er konnte es nicht sagen. Das Zeitgefühl hatte ihn schon seit Längerem verlassen.

Es glich einem Ritual, dass Konstantin auf der Waldlichtung die blauen Adidas-Turnschuhe auszog und seine nackten Füße auf den kühlen Waldboden setzte. Noch immer stand an der Lichtung das bronzefarbene Wegkreuz, an dem Frau Wagner zweimal im Monat selbstgepflückte Blumen aus ihrem kleinen Vorgarten ablegte. Nachdem ihr Mann gestorben war, hatte sie sich aus dem Nachbarschaftsleben zurückgezogen. Einzig und allein der tägliche Abendspaziergang zeugte noch von ihrer Existenz. Einsamkeit war ihr neuer, stetiger Begleiter. Konstantin konnte ihr Gefühl gut nachempfinden. Hier, genau an diesem Wegkreuz, hatte fast täglich das zur Tradition gewordene Wettrennen begonnen. Barfuß waren Konstantin und Johanna über den Waldboden gefegt, die stechenden Nadeln und Zapfen kaum mehr beachtend. Selbst den kleinen Steg, der über den Waldbach führte, benutzten beide irgendwann nicht mehr. Seine beste Freundin hatte

einmal gesagt, dass sie es liebte, wenn ihre Füße die kalten Steine am Grund berührten, und die Wassertropfen anschließend langsam von ihren Beinen herabperlten. „Das fühlt sich an wie krabbelnde Tierchen“, hatte sie grinsend erklärt. Im Wald konnten beide fühlen, im Wald lebten sie. Er war ihr Zuhause, ihre wirkliche Heimat.

Heute jedoch ging Konstantin alleine. Er stellte seine Schuhe hinter dem Wegkreuz ab und starrte auf die Zeichnung auf dem Zettels. Der rote Kreis markierte die Stelle, an der das Baumhaus zu finden war: Planquadrat C, noch 220 Schritte entfernt. Obwohl er den Weg genau kannte, folgte er auch heute wieder genau den kindlich angefertigten Beschriftungen. Tief sog er die Luft ein. Sie war erfüllt vom Duft blühender Rosen. Konstantin blickte sich um, konnte aber keine entdecken. Vielleicht waren es wieder seine verfremdeten Sinne, die ebenso wie sein Zeitgefühl ein falsches Spiel mit ihm trieben. In der Ferne sah er eine dunkle Gestalt, den Kopf gesenkt, mit einem Stock dahin schreitend. War es die alte Frau Wagner? Und hatte sie ihm nicht gerade zugewunken? Partikulare Erinnerungen an vergangene Zeiten kamen immer häufiger in ihm hoch, vielleicht auch wieder in diesem Moment.

Erst jetzt nahm er das stete leise Piepsen in seinen Ohren wahr – anfangs kaum erkennbar, aber nun immer deutlicher und scheinbar regelmäßig wiederkehrend. Es war ihm nicht fremd; dennoch konnte er nicht dessen Ursprung ausmachen. Auf irgendeine Weise machte ihm diese Tatsache Angst. Im Wald, der eine innere Ruhe und Friedfertigkeit ausstrahlte und in dem nur ab und zu ein Käuzchen oder das schwermütige Säuseln der Baumwipfel zu hören waren, hob sich das Geräusch jetzt deutlich heraus.

Bedächtig zählte Konstantin die Schritte ab: einhundertzweiundsiebzig, einhundertdreiundsiebzig, einhundertvierundsiebzig. Nur noch wenige Schritte, dann hatte er das Ziel erreicht. Seine Füße waren inzwischen vom Waldboden braunschwarz verfärbt; im großen Zeh spürte Konstantin den Stich einer Tannennadel. Er war intensiv, ungewohnt real. Im Baumwipfel einer alten Eiche blickte das Baumhaus auf ihn herab. Der alte, von Moos und Flechten überwucherte Bretterschlag wirkte mächtig. Er hatte sein zweites Zuhause kleiner in Erinnerung. Vorsichtig stieg er die alte Holzterrasse nach oben und öffnete den verrosteten Riegel der zu einer zur Eingangstür umfunktionierten Bücherschrankfront, auf der ihre Namen eingeritzt waren. Der beißende

Geruch ausgeblasener Kerzen drang in seine Nase. Im spärlichen Licht der Abendsonne erblickte er Johanna: Die langen blonden Haare unter einer roten Schildmütze versteckt, hockte sie auf einer dunklen Holzkiste im Schneidersitz da. Wie immer trug sie kurze Hosen und T-Shirt. „So geht man doch nicht in den Wald“, hatte seine Mutter immer kritisiert. Sie mochte Konstantins Freundin nie besonders, was Johanna aber nicht störte. Beide waren unzertrennlich. Sie war wie er – ein Kind des Waldes, ein Kind der Freiheit und der unbeschwertten Phantasie.

Johanna lächelte ihm liebevoll zu. Obwohl er sie nicht erwartet hatte, war er nicht überrascht, sie hier anzutreffen. Sie reichte ihm ihre linke Hand. Sofort breitete sich ein Gefühl von Geborgenheit in ihm aus. Ihre Hand war im Kontrast zu der seinen angenehm warm. Johannas sanftem Ziehen entgegenkommend, nahm er neben ihr auf der Kiste Platz. Einige Strahlen der Abendsonne, die ihren Weg durch die Äste der Bäume durch das kleine, glaslose Fenster in den kleinen Raum fanden, fielen auf ihr Gesicht, so dass man die vielen kleinen Sommersprossen hätte zählen können. „Schön, dass du da bist“, sagte er, doch seine Worte blieben stumm. Das Geräusch, das ihn schon bei seinem Gang durch den Wald begleitete, war nun wieder deutlich hörbar. Ein eintöniges und sonores Piepsen, das nun auf einmal von einem lauten Klopfen übertönt wurde. Konstantin drehte sich um, konnte aber nichts erkennen. Ein Strudel verschwommener Bilder und Farben tauchte die Umgebung nach und nach in mattes Licht, in dem lediglich Umrisse für ihn wahrnehmbar waren. Einzig und allein Johannas Worte konnte er deutlich hören:

„Nein, danke, Schwester Marianne. Könnten sie aber bitte noch eine Vase für die Rosen dort auf dem Nachttisch bringen? Wenn es ihnen nichts ausmacht, würde ich auch gerne noch eine Weile bleiben. Selbst wenn er mir nicht antworten kann – ich bin mir sicher, dass er es ganz genau fühlt, an seinem Geburtstag nicht alleine zu sein.“

Das Mädchen mit der Muschelkette

Iloma hält sich die Ohren zu. Wenn sie nicht mehr reden konnte, dann wollte sie auch nicht hören. Es bringt nichts. Die Laute fressen sich durch ihre Hände, durch die Knochen, Sehnen, durch die Unterhaut, Lederhaut, Oberhaut. Die Worte klingen ein wenig gedämpfter, haben aber kaum an Kraft verloren. Als sie die Hände näher an den Kopf presst, erinnert sie sich an etwas aus längst vergangenen Tagen. Die schneckenförmige Muschel, in der der Gesang des Meeres gespeichert war. Nichts wünscht sich Iloma plötzlich sehnlicher herbei. Dann wäre da nur der beständige Gesang des Meeres.

Damals konnte sie stundenlang dem leisen Rauschen aus dem kleinen Gewinde lauschen, das ihr Babu, der Großvater, angeblich aus dem Ozean getaucht hatte. Später hatte er zugegeben, dass er es von Elie gekauft hatte, es lag zusammen mit getrockneten Seepferdchen, Korallen und anderen ausgebreiteten Schätzen des Meeres auf altem Zeitungspapier und hatte so viel gekostet wie ein kleines Päckchen Kaugummi. Iloma hatte das nicht gestört. Sie hatte die Muschel immer bei sich getragen, hatte immer wieder in die Vordertaschen ihrer Bluejeans gegriffen und dann, bei Berührung, fast unmerklich gezuckt vor Erleichterung. Nur wenn sie mit Babu, Maalik und den Netzen draußen war, hatte Iloma mit dem Gedanken gespielt, die Muschel zurückzugeben, sie vorsichtig in den weichen Schaum einsinken zu lassen, der sich wie ein weißer Teppich um das Fischerboot legte. Sie hatte es nie getan. Zu groß war die Überwindung gewesen, den Griff ihrer Finger, die wie ein zweites Gehäuse um die Muschel geschlungen waren, zu lockern. Irgendwann hatte sie die Muschel verloren, irgendwo. Babu hatte ihr mit schmutzigen Ärmeln das nasse Gesicht getrocknet, gelacht und ihr eine neue Muschel versprochen. Er war gestorben, noch ehe die Händler ihre Waren aus blauen Rucksäcken gepackt hatten, um die staubige Straße in eine Galerie zu verwandeln.

Später hatte Iloma ihren Rucksack gepackt, Mjomba, die Großmutter, hatte ihn zum Flughafen getragen und dabei von Marie-Claire erzählt.

„Irgendwann“, hatte sie beim Abschied mit gepresster Stimme gesagt.
„Bis irgendwann.“

Im Flugzeug konnte sie Wolken sehen und Meer. Großvater hatte sie Jeli, Geschichtenerzählerin, genannt. Wenn er Fischernetze knüpfte, erzählte sie von den Tränen der Luftköniginnen, die auf den Boden tropften und zu Blumen wurden, sobald sie die Erde berührten. Wenn sie über heiße Teerstraßen zum Markt liefen, erzählte sie von dem Baum der vergessenen Träume, der auf dem Rispengras hinter den Königsfelsen wuchs.

Als Marie-Claire am Ankunftsterminal fragend ihren Namen nannte, nickte sie kurz. Sie schwieg, als sie ihr am Abend das Zimmer zeigte. Auch später, in der Schule sprach sie kein Wort. Ihre Kehle trocknete aus wie die Seepferdchen auf Zeitungspapier. Sie war keine Jeli mehr. In der Fremde hatten ihre Wörter die Bedeutung verloren. Worte, die sie geliebt hatte, wurden zu leeren Klangschalen, die sich um das Nichts legten wie vertrocknete Schneckengehäuse.

Als die Schulglocke zur Pause klingelte, hatten sich alle auf den Stufen hinter dem Eingangstor versammelt. Sie redeten durcheinander und lachten. Nur Iloma war schweigend dabeigestanden. Irgendwann hatte sie sich die Ohren zugehalten. Wenn sie nicht mehr reden konnte, dann wollte sie auch nicht mehr hören. Als sie die Hände fester an den Kopf presst, kommt die Erinnerung. Die singende Muschel. Babu. Das Meer. Hastig stößt sie ihren Stuhl weg und rennt. Draußen stürmt es. Der Regen prasselt immer heftiger vom Himmel, verwandelt sich in einen großen, weiten Perlenvorhang. Iloma rennt die Spielstraße entlang, vorbei an den weißen Reihenhäusern mit den Plastikrutschen im Garten, vorbei an Post, Bäckerei und Universität, vorbei an der Kindertagesstätte, dem Hort, der Grundschule. Sie hört auch dann nicht auf zu rennen, als die Spielstraße endet und in einen kleinen Waldpfad mündet. Erst als ihr Atem immer kürzer wird, lässt sie sich auf die Knie sinken und presst ihre Stirn gegen die Schenkel.

Als sie ihren Namen hört, dreht sie sich um. Es ist Lilou. Das rothaarige Mädchen aus ihrer Klasse ist ihr gefolgt. „Warum bist du weggerannt?“, fragt sie. Sie atmet schwer. Das Haarband ist durch das Rennen

verrutscht, der Schulranzen hat ihre Jacke nach hinten gezerrt, die Riemen sind vom Schuh gelöst. Lilou wartet nicht auf Antwort. Sie stellt die Schultasche ab, befestigt das Haarband, schnürt die Schuhe. Dann öffnet sie den Reißverschluss ihrer Jacke, hastig klopft sie mit den Händen den Hals ab, bis sie das Lederband ertastet. „Gottseidank“, sagt sie erleichtert. Dann angelt sie das Band vorsichtig aus dem runden Kragenausschnitt. „Wie wenn man einen Anker nach oben holt“, denkt Iloma.

Als Iloma die Muschel sieht, zuckt sie vor Überraschung zusammen. Sie baumelt am Lederband, tanzend, als läge sie noch in den Wellen. Sie ist nicht ganz so weiß, wie das Geschenk ihres Großvaters, aber alles andere ist gleich, der zarte Glanz der gebogenen Mündung, das spitze, gewundene Giebeldach, die feinen Rillen. Als Lilou ihren Blick bemerkt, zögert sie kurz, dann zieht sie sich die dünne Lederschnur über den Kopf, an dem der Schmuck befestigt ist und hält ihn Iloma hin. Zögernd streckt Iloma den Arm aus, nimmt die Gabe entgegen. Sie umschließt die Muschel mit beiden Händen, fühlt das Kühle der Schale auf der Haut, die Glätte. Irgendwann löst Lilou die Muschel aus Ilomas Umklammerung, langsam, Finger für Finger. „Ich zeig dir etwas“, flüstert sie. Iloma soll ihre Augen schließen. Weil sie nicht versteht, schließt Lilou für einen Moment die eigenen Augen. „Verstehst du?“, fragt sie. Iloma versteht. Sie sieht nicht, aber sie hört, wie Lilou näherkommt. Dann spürt sie, wie ihr vorsichtig die Haare hinters Ohr gestrichen werden. Sie fühlt etwas kaltes, glattes an ihrer Haut. Und dann hört Iloma das Meer rauschen.

Er beobachtete das stete Auf und Ab seiner Scheibenwischer, die in zwei Viertelkreisen gegen den Sommerregen ankämpften. Mehr als 120 war einfach nicht drin. Die blauen Schilder der Autobahn wurden vom Scheinwerferlicht seines Autos bestrahlt, doch sorgte das kaum dafür, dass die weißen Schriftzüge darauf bis zu ihm hinter dem Steuer vordrangen. Er rechnete: 21 Uhr, noch eine Stunde bis nach Hause – unter normalen Umständen – heute wohl eineinhalb – wetterbedingt. Die Sehnsucht nach seinen Kindern, nach seiner Frau, nach dem liebevoll zubereiteten Essen, das so ein starker Kontrast zum Krankenhausessen der letzten Wochen sein wird. Die drei Wochen kamen ihm plötzlich vor wie ein halbes Jahr: Das Grün der Felder schimmerte satt durch die Autoscheiben, trotz Regen. Dieser schien die Pflanzen des Tales sogar noch frischer wirken zu lassen. Die Natur hatte in seiner Abwesenheit aus dem zarten Aufflackern des Frühlings eine blühende Landschaft gemacht. Was hab ich verpasst? Der Kleine wird schon wieder im Garten Fußball spielen. Die Tochter wird ihre sich mit ihren Schulbüchern in den Garten verzogen haben. Er sehnte sich sogar nach einem Streit seiner beiden Kinder: Wenn beispielsweise der Fünfjährige mal wieder um den Liegestuhl der pubertierenden und doch fleißigen Gymnasiastin dribbelt. Wohl wissend, dass er sie damit zur Weißglut bringt. Die anderen 400 Quadratmeter des Gartens scheinen ihn in diesem Moment nicht zu reizen. Es muss genau der Bereich ums Schwesterherz sein, der bedribbelt wird. Was würde ich jetzt um ein genervtes „Benjamin“ meiner kleinen, oder mittlerweile fast schon großen, Sophie geben. Was würde ich drum geben, sie ihren Flip-Flop – oder sagt man bei einem Schuh dann nur Flip? – nach ihm werfen zu sehen? Milde lächelnd würde ich einschreiten, an die Vernunft der Älteren appellieren und dem Kleinen auf die 398 Restquadratmeter Rasen verweisen. Auch das beschwichtigende „Peter, lass doch die Kindern spielen“ meiner Frau würde mich nicht im Geringsten stören. Jeder kleine, vertraute Familienstreit wäre im Vergleich zur restlichen Fahrstrecke ein Genuss. Stattdessen sieht Peter nur Scheibenwischer, die die Gedanken an die Familie verklären und alle paar Sekunden den Blick auf das rote Lichtermeer der Autos vor

ihm richten. Das Radio beginnt, ihn ebenfalls zu nerven. Berichte über untreue Promis, Sportergebnisse, selbst die Blitzer im Sendegebiet kann er bereits auswendig. Ich muss nach Hause. Der Regen lässt leicht nach. Die Wischer quietschen, als sie die Frontscheibe überstreichen. Das Geräusch holt Peter aus der Gedankenwelt auf die Autobahn zurück. Intervall. Weniger Wasser, mehr Sicht. Es geht voran. Noch 20 Kilometer, verrät ein Schild. Mittlerweile gelb mit schwarzer Schrift. Die Autobahn liegt hinter Peter. Vertraute Ortschaften zaubern ihm ein Lächeln ins Gesicht. Die Erinnerung machen diese Dörfer zu einem Teil von mir, denkt er. Überall fallen ihm Geschichten ein. Seine Sandkastenfreunde. Die Grundschule im Nachbarort. Der erste Kuss, die erste große Liebe. Das Gymnasium in der Kreisstadt liegt wie eh und je als hässlicher Betonblock in der Landschaft. Trotzdem mag ich es, sagt er sich und öffnet das Fenster. Der Regen ist fast vorbei, am Horizont erkennt er den Kirchturm seines Dorfes, der bereits in eine blaue Lücke des weißgrauen Himmels ragt. Sein Abitur, sein Studium. Ist das der berühmte Film, der abläuft? Er sieht seine Frau, am Tag der Hochzeit. Die Gäste. Der Stolz seines Vaters, seiner Mutter. Auch Oma war noch da. Sie hat es mir nie vergessen, dass ich trotz meiner Abneigung zum Tanzen, auf meiner Hochzeit mit ihr eine Ausnahme gemacht habe. Genau 50 Jahre trennten uns, stets die Meinung zweier Generationen, aber uns verband die Liebe zum Leben. Der Blick für die schönen Dinge, denkt sich Peter und bemerkt einen Greifvogel. Er sitzt an der Straße und blickt Majestätisch in die Ferne. Wohlwissend, dass er auf Beute lauert, hat der wartende Falke etwas Beruhigendes, Tolles. Königliches. Er breitet seine Schwingen aus und startet durch die vom Regen noch schwere Sommerluft. Oma ist gestorben. Vor Jahren. Meine Diagnose hat sie nie mitbekommen. Besser So. Sie hätte nur wieder gesagt, das liegt am Rauchen oder an der Strahlung der Handys, die unsere Generation stets in der Hosentasche herumträgt. Egal, woher es kommt. Es ist da. Aber es bringt mich nach Hause.

Mittlerweile rollt Peter in sein Dorf. Er grüßt die Passanten. Last und Vorteil, hier jeden zu kennen, denkt er sich. Ihm fallen die Gerüchte ein, die kleine Orte streuen können. Wieder der Gedanke an Oma, wie sie stets die Neuigkeiten aus dem Dorf diskutierte. Wie oft ich sie dafür getadelt hab? – Immer wieder: Oma, wer weiß, was die Leute über dich denken? Was würde Peter jetzt dafür tun, mit seiner Oma beim Kaffee über die neuen Balkonpflanzen von Frau Meier zu reden. Dazu wird es

nie mehr kommen. Überhaupt. Er will nur nochmal seine Kinder sehen. Niemand wusste, wohin er als nächstes gehen wird. Nicht einmal er selbst.

Mit Tränen in den Augen biegt Peter in den Hof ein. Er steigt aus und spürt Sonnenstrahlen. Der Regen ist vorbei. Die Sonne kommt ihm noch heller vor als sonst. Das ewige Licht unserer schönen Welt, denkt er und geht durch die Tür. Drinnen sitzen sie: Sophie, Benjamin und Ute. Ihre schwarze Kleidung stört Peter nicht. Sie ist ein willkommener Kontrast zur Helligkeit der Junisonne, die das Wohnzimmer erfüllt. Sie schauen fern. Der Kleine auf Utes Schoß. Peter lächelt. Seine Frau streichelt dem Kleinen über den Kopf, als er fragt: „Du hast gesagt, Papa sieht uns immer. Wie soll das gehen? Er ist doch ganz da oben?“ Ute schweigt. Dann schaut sie zur Tür. Peter blickt ihr in die Augen. Ich wünschte, sie könnte mich sehen. Mir zunicken, sogar berühren. Nur eine kurze Umarmung. Dann sagt sie: „Manchmal, da besucht er uns. Denn hier ist seine Heimat, sein Haus und seine Familie. Dann schaut er nach, wie es uns geht.“

Katarina Johannsen
Zu Hause im Nirgendwo

Langsam öffnete er die Augen. Über ihm hing ein eiergelber Lampenschirm. Er kam ihm nicht bekannt vor. Ein stechender Schmerz saß ihm im Nacken. Vorsichtig drehte er seinen Kopf zur Seite und sah einen kleinen Holztisch. Auch dieser war ihm fremd.

„Guten Tag!“, drang es von irgendwo her.

Ein fleischiges Gesicht tauchte vor ihm auf. Ihr Mund war zu einem breiten Grinsen verzogen. Sie musste von sehr fülliger Statur sein, denn er konnte kein Kinn in ihrem Gesicht erkennen. Erst jetzt bemerkte er, dass sie knallrote Haare hatte.

„Können Sie mir sagen, wer Sie sind?“, fragte sie freundlich.

Das war eine leichte Frage, dachte er sich.

„Ich ... ich weiß es nicht!“, antwortete er irritiert.

Geduldig fragte die dicke Frau weiter.

„Haben Sie einen Namen?“

Ja, das hatte er, jeder hatte einen Namen, auch er. Dessen war er sich sicher. Aber wieso konnte er sich nicht an ihn erinnern? Eine zweite Gestalt tauchte über ihm auf.

Ein Mann.

„Wir haben Sie am Fluss gefunden. Sie hatten keine Papiere bei sich und waren halb ertrunken. Zum Glück haben wir Sie rechtzeitig entdeckt.“

Ein würziger Geruch durchströmte den Raum. Dieser kam ihm bekannt vor. Urpötzlich fühlte er sich geborgen, wie ein Kind.

„Kartoffelsuppe. Essen Sie! Das peppt Sie wieder auf!“, befahl die rothaarige Frau.

Hinter sich spürte er eine Hand. Sie drückte ihn hoch, und schob ein Kissen hinter ihn. Er saß nun fast aufrecht im Bett, und ein silberner Löffel mit dickflüssigem Inhalt kam auf ihn zu. Die Suppe war köstlich. Sie erinnerte ihn an etwas. Er wusste aber nicht mehr an was. Langsam verließ der Schmerz seinen Körper. Die Umrisse des Zimmers, die er die ganze Zeit über nur verschwommen wahrgenommen hatte, wurden zunehmend schärfer. Das Zimmer war spärlich eingerichtet. Außer dem Holztisch, seinem Bett und dem vergilbten Lampenschirm stand nichts im Raum.

„Sie scheinen Ihr Gedächtnis verloren zu haben. Können Sie sich an irgendetwas aus Ihrem Leben erinnern?“, fragte der Mann über ihm. Er kannte keine Antwort auf die Frage. Er wusste nicht einmal, wer er war.

Krampfhaft versuchte er sich zu erinnern.

„Irgendetwas!“ betete er, „nur irgendetwas!“

„Zur blauen Kachel“, schoss es aus ihm heraus ohne zu merken, dass er seine Gedanken laut aussprach. Das Paar schaute ihn verdutzt an.

„Zur blauen Kachel“, wiederholte der Mann. „Das kenn ich, das ist ne kleine Kneipe hinter der Kirche, sollen wir Sie dahin bringen?“

„Kommt gar nicht in Frage, Manfred.“ unterbrach ihn seine Frau. „Der Junge braucht jetzt erstmal Ruhe. Morgen ist auch noch genug Zeit für Fragen.“

Ein warmer Lichtstrahl kitzelte seine Augen. Er traute sich kaum, sie zu öffnen. Vorsichtig richtete er sich im Bett auf. Er war immer noch im gleichen Zimmer. Vage erinnerte er sich an den Vortag.

„Guten Morgen!“

Die rothaarige Frau.

„Na, funktioniert das Gedächtnis wieder etwas besser?“

„Nein“, antwortete er schroff und bereute noch im selben Moment seine Unfreundlichkeit.

Sie schien es ihm nicht übel zu nehmen.

Wer war er und woher kam er?

Ihm fiel auf, dass ihn seine zweite Frage viel mehr interessierte. Nicht einmal sein Name war ihm wichtig. Viel mehr wollte er wissen, wo er herkam.

Hatte er eine Familie? Wer waren seine Freunde?

Die rothaarige Frau riss ihn aus seinen Gedanken. Sie erzählte ihm, dass sie Peter, den Wirt in der Kachel, angerufen hätte und dass dieser demnächst bei ihnen vorbei käme. Er bedankte sich. Ein kleiner Hoffnungsschimmer. Eine halbe Stunde später klingelte es an der Tür.

„Rosi, mach du auf! Das muss Peter sein.“, hörte man Manfred rufen.

Kurz darauf öffnete sich die Tür zu seinem Zimmer. Rosi und Manfred traten hinter ihrem Gast ein. Er schaute Peter an. Er kannte ihn. Auch Peter schien ihn zu kennen. „Ha!“, schrie er fast. „Das is’ ja Johannes!“ Er sprach mit plattem Akzent.

„Kennen Sie mich?“, fragte Johannes, der sich freute, dass er nun zumindest seinen Namen kannte.

„Ob ich dich kenne? Na klar kenn ich dich, du verkaufst bei mir immer dein' Selbstgebranntes und isst 'ne Kartoffelsuppe. Du warst erst vor drei Tag'n da, hast zu tief ins Glas geschaut und hast dein Lied geträllert“, sagte er lachend und holte vergnügt zum Singen aus:

Ein Bauersohn aus Dithmarschen, der hat ein schönes Weib und eine schöne Dienstmagd, die war des Bauer Freud.

Johannes blieb der Atem weg. Das Lied hatte sein Gedächtnis zurückgeholt. Plötzlich wusste er wieder, wer er war. Er war Johannes der Landstreicher. Er zog von Dorf zu Dorf, verkaufte Schnaps und unterhielt die Leute. Ob Brunsbüttel, Eddelak oder Burg. In keinem Dorf war er fremd. Sein Zuhause war überall und nirgendwo. Auch an den Abend erinnerte er sich nun. Er war betrunken gewesen, und Peter hatte ihn gebeten zu gehen. Er war deswegen wütend gewesen und beschloss sich an den Nordostseekanal zu setzen. Er wollte einfach eine Zigarette rauchen und den herben Wind genießen bis seine Wut verflogen war. Doch dazu kam es nicht. Das letzte, woran er sich erinnerte, war ein dumpfer Schlag auf den Hinterkopf.

„Ich weiß jetzt wieder alles!“, platzte es aus ihm heraus.

Die drei schauten ihn gespannt an.

„Ich bin gestürzt und ins Wasser gefallen.“

„Aber wo sind Ihre Papiere, haben Sie die verloren?“, fragte Manfred besorgt.

„Nein!“, rief Peter amüsiert dazwischen. „Johannes der Landstreicher hat keine Papiere und hat nie welche gehabt. Seine Eltern waren illegal nach Deutschland gekommen.“ Rosi erschrak leicht.

„Aber ist das nicht strafbar?“, fragte sie ängstlich.

„Ach quatsch, die Polizei hier auf'm Derben drückt'n Auge zu. Er is' halt Johannes der Landstreicher, er is' der Mann ohne Heimat, nicht wahr Jo?“, fügte Peter hinzu und wandte sich an Johannes.

Dieser konnte nicht antworten. Peters Worte schwirrten ihm durch den Kopf.

Er ist der Mann ohne Heimat.

Er wusste, dass er diese Worte oft stolz auf seinen Streifzügen ausgesprochen hatte. Umso verwunderter war er, dass er keinen Stolz mehr fühlte.

Es war ein anderes Gefühl, was er kaum anzunehmen wagte.
Traurigkeit.

Wer ist er?

Johannes der Landstreicher.

Wo kommt er her?

...

Quellenangaben

Das Zitat auf S. 35 ist Elfriede Jelineks *Kontrakte des Kaufmanns* entnommen (Elfriede Jelinek: *Die Kontrakte des Kaufmanns*. Rechnitz (Der Würgeengel). Über Tiere. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2009).

Der zitierte Songtext in Tobias Sedlmaiers *Traum vom Mädchen am Gabelmoo* (S. 15-18) heißt *Petrol* und stammt von der Band Ash (Trailer 1994).

Das Zitat auf S. 75 ist dem Song *Landslide* von Fleetwood Mac (Fleetwood Mac 1975) entnommen.



University
of Bamberg
Press

„Scheinbar harmlos, nett, direkt naiv kommt der Text daher, und damit wickelt er den Leser gleich ein.“ So beschreibt der Autor und Kritiker Rolf-Bernhard Essig den Siegertext des ersten studentischen Literaturwettbewerbs an der Universität Bamberg – einen kleinen Text, der auch nicht mehr sein will und gerade dadurch überzeugt. Dass man mit nur 1000 Wörtern ein Publikum für sich gewinnen kann, haben die Bamberger Studierenden und die Bewohner der JVA-Ebrach in den drei Literaturwettbewerben der Jahre 2009 bis 2011 bewiesen. Die besten 24 Texte haben die Organisatorinnen des Wettbewerbs, Oda Riehmer und Katharina Kellermann, in diesem Band zusammengestellt.

ISBN: 978-3-86309-079-1



9 783863 090791

www.uni-bamberg.de/ubp

